



Leseprobe

Salman Rushdie

Der Boden unter ihren Füßen

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,99 €



Seiten: 864

Erscheinungstermin: 14. April 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Bombay, Ende der 1950er Jahre: Der junge Gitarrist und Komponist Ormus Cama trifft auf die wilde und lebenshungrige Sängerin Vina Apsara. Für beide ist es Liebe auf den ersten Blick, und doch finden sie erst Jahre später zueinander. Fortan ist ihre Liebe ein ständiges Auf und Ab, geprägt von Trennung, Versöhnung, Affären - die Vinas anderer Liebhaber, der Fotograf Rai, kommentiert und erzählt. Ormus lässt die Sehnsucht nach Vina in seine Musik fließen, in Lieder, die die Sängerin und ihn zu weltweit gefeierten Ikonen des Musikbusiness machen. Und so ist ihre außergewöhnliche Liebesgeschichte gleichzeitig eine Geschichte der Popkultur, die von den Swinging Sixties in London bis zum Sex, Drugs & Rock'n'Roll im New York der späten Siebziger über Jahrzehnte hinweg erzählt.



Autor

Salman Rushdie

Salman Rushdie, 1947 in Bombay geboren, studierte in Cambridge Geschichte. Mit seinem Roman »Mitternachtskinder« wurde er weltberühmt. Seine Bücher erhielten renommierte internationale Auszeichnungen, u.a. den Booker Prize, und sind in zahlreiche Sprachen übersetzt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk zuerkannt. 2007 schlug ihn die Queen zum Ritter.

Bombay, Ende der 1950er Jahre: Der junge Gitarrist und Komponist Ormus Cama trifft auf die wilde und lebenshungrige Sängerin Vina Apsara. Für beide ist es Liebe auf den ersten Blick, und doch finden sie erst Jahre später zueinander. Fortan ist ihre Liebe ein ständiges Auf und Ab, geprägt von Trennung, Versöhnung, Affären - die Vinas anderer Liebhaber, der Fotograf Rai, kommentiert und erzählt. Ormus lässt die Sehnsucht nach Vina in seine Musik fließen, in Lieder, die die Sängerin und ihn zu weltweit gefeierten Ikonen des Musikbusiness machen. Und so ist ihre außergewöhnliche Liebesgeschichte gleichzeitig eine Geschichte der Popkultur, die von den Swinging Sixties in London bis zum Sex, Drugs & Rock'n'Roll im New York der späten Siebziger über Jahrzehnte hinweg erzählt.

SALMAN RUSHDIE, 1947 in Bombay geboren, studierte in Cambridge Geschichte. Mit seinem Roman »Mitternachtskinder« wurde er weltberühmt. Seine Bücher erhielten renommierte internationale Auszeichnungen, u.a. den Booker Prize, und sind in zahlreiche Sprachen übersetzt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk zuerkannt. 2008 schlug ihn die Queen zum Ritter.

Salman Rushdie

Der Boden unter
ihren Füßen

Roman

Deutsch von Gisela Stege

btb

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
The Ground beneath her Feet bei Jonathan Cape, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2014

Copyright © 1999 Salman Rushdie

All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 btb Verlag in
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle Rechte an der Übertragung ins Deutsche bei Rowohlt Verlag
GmbH, Reinbek bei Hamburg.

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotive: © GalleryStock / Shimon and Tammar

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74445-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Milan

Errichtet keinen Denkstein. Laßt die Rose
nur jedes Jahr zu seinen Gunsten blühen.
Denn Orpheus ist. Seine Metamorphose
in dem und dem. Wir sollen uns nicht mühen
um andre Namen. Ein für alle Male
ist Orpheus, wenn es singt.

R. M. Rilke, *Die Sonette an Orpheus*

Der Bienenhalter



Am Valentinstag 1989, dem letzten Tag ihres Lebens, erwachte die legendäre und beliebte Sängerin Vina Apsara schluchzend aus einem Traum – dem Traum von einer Menschenopferung, bei der sie selbst das Opfer sein sollte. Männer mit entblößtem Oberkörper, die dem Schauspieler Christopher Plummer ähnelten, packten sie bei den Hand- und Fußgelenken. Ausgestreckt lag sie nackt auf einem polierten Stein, in den das Bild des Schlangenvogels Quetzalcoatl geschnitten war, und wand sich qualvoll. Das weit aufgesperrte Maul der gefiederten Schlange umfing ein finsternes Loch, das man aus dem Stein geschlagen hatte, und obwohl ihr eigener Mund von ihrem Schreien weit aufgerissen war, bestand das einzige Geräusch, das sie vernahm, im Plop der Blitzlichter; doch bevor sie ihr die Kehle aufschlitzen konnten, bevor ihr Lebensblut in dieses grässliche Gefäß strömen konnte, erwachte sie um zwölf Uhr mittags in der Stadt Guadalajara, Mexiko, in einem fremden Bett, neben sich einen halb toten Fremden, einen nackten Mestizen Anfang zwanzig, der aufgrund der endlosen Presseberichte, welche die Katastrophe nach sich zog, als Raúl Páramo identifiziert wurde, Playboy und Erbe eines bekannten Baulöwen, dem unter anderem das Unternehmen gehörte, das als Eigentümer dieses Hotels zeichnete. Sie hatte sehr stark geschwitzt, und die durchnässte Bettwäsche stank nach dem sinnlosen Elend dieser nächtlichen Begegnung. Raúl Páramo war bewusstlos; seine Lippen waren schneeweiß, sein Körper wurde, wie Vina bemerkte, alle paar Sekunden von ganz ähnlichen Krämp-

fen geschüttelt wie sie in ihrem Traum. Nach einer Weile kamen erschreckende Geräusche aus seiner Luftröhre, fast so, als schlitze ihm jemand die Kehle auf, als fließe sein Blut durch das scharlachrote Grinsen einer unsichtbaren Wunde in ein Phantomgefäß. Von Panik gepackt, sprang Vina aus dem Bett und riss ihre Kleider an sich, die Lederhose und das goldbestickte Oberteil, die sie am Abend zuvor bei ihrem letzten Auftritt auf der Bühne im Tagungszentrum der Stadt getragen hatte. Voller Verachtung, verzweifelt, hatte sie sich diesem Niemand hingeeben, diesem Knaben, kaum halb so alt wie sie, hatte ihn mehr oder weniger willkürlich aus der Menge am Bühnenausgang herausgegriffen, den *Lounge Lizards*, den aalglatten, blumenbewehrten Verehrern, den Industriemagnaten, dem Aristomüll, den Drogen-Underlords, den Tequila-Fürsten, allesamt mit Limousinen, Champagner, Kokain und womöglich sogar Brillanten bewehrt, um den Star des Abends damit zu überschütten.

Der Mann hatte damit begonnen, dass er sich vorstellte, hatte geprahlt und ihr geschmeichelt, aber sie wollte weder seinen Namen wissen noch die Höhe seines Bankkontos. Sie hatte ihn gepflückt wie eine Blume, und jetzt wollte sie die Zähne in ihn schlagen, sie hatte ihn sich bestellt wie ein Schnellgericht, das man nach Hause mitnimmt, und jetzt beunruhigte sie ihn mit der Zügellosigkeit ihrer Gier, weil sie sich auf ihn stürzte, kaum dass sich die Tür der Limousine hinter ihnen geschlossen hatte und bevor dem Chauffeur Zeit blieb, die Glastrennwand zu schließen, die den Fahrgästen Zurückgezogenheit verschaffte. Später berichtete der Chauffeur ehrfürchtig von ihrem nackten Körper; während die Zeitungsleute ihm Tequila aufnötigten, sprach er flüsternd von ihrer überwältigenden, raubgierigen Nacktheit, als handle es sich um ein Wunder; wer hätte gedacht, dass sie sich schon weit auf der falschen Seite der vierzig befand, ich glaube, irgendjemand da oben wollte

sie genauso erhalten, wie sie war. Für eine solche Frau hätte ich alles getan, seufzte der Chauffeur, für sie wäre ich zweihundert Stundenkilometer schnell gefahren, wenn sie es von mir verlangt hätte, für sie wäre ich gegen eine Betonmauer gerast, wenn es ihr Wunsch gewesen wäre zu sterben.

Erst als sie, halb bekleidet und völlig verwirrt, in den zehnten Stock des Hotels hinauswankte und dabei über die unbeachteten Tageszeitungen stolperte, deren Schlagzeilen über französische Atombombentests im Pazifik und politische Unruhen in der südlichen Provinz Chiapas ihr mit ihrer dicken Druckfarbe die nackten Fußsohlen beschmutzten – erst da begriff sie, dass die Hotelsuite, die sie verlassen hatte, ihre eigene war; sie hatte die Tür hinter sich zugeschlagen und stand ohne Schlüssel da, aber zu ihrem Glück war derjenige, mit dem sie in diesem Augenblick der Schwäche zusammenstieß, Mr. Um-eed Merchant, Fotograf, a. b. a. ›Rai‹: ich selbst, seit der alten Zeit in Bombay sozusagen ihr Kumpel und der einzige Fotograf im Umkreis von tausend Meilen, der nicht im Traum daran denken würde, sie in diesem köstlichen und skandalösen Aufzug, da sie vorübergehend aus der Fassung geraten war und – viel schlimmer noch – so alt aussah, wie sie wirklich war, ablichten würde, der einzige Imagedieb, der ihr niemals diesen entsetzten, gejagten Gesichtsausdruck stehlen würde, diese verquollene und eindeutig tränensackgeschwollene Hilflosigkeit mit der zerzausten Fontäne drahtigrot gefärbter Haare, die in einem spechtartigen Knoten auf dem Kopf aufgetürmt waren, mit dem bezaubernden Mund, der unsicher zitterte, mit den winzigen Fjorden gnadenloser Jahre, die sich am Saum der Lippen vertieften, der Archetypus einer wilden Rockgöttin, die sich auf dem besten Weg in den Abgrund der Trostlosigkeit und des Ruins befand. Sie hatte beschlossen, für diese Tour rothaarig zu werden, weil sie im Alter von vierundvierzig Jahren einen Neuanfang machte, eine Solokarriere

ohne IHN; zum ersten Mal seit Jahren war sie ohne Ormus unterwegs, daher war es wirklich nicht überraschend, dass sie fast ständig desorientiert und aus dem Gleichgewicht geraten war. Und einsam. Das muss man zugeben. Leben in der Öffentlichkeit oder Privatleben, das spielt keine Rolle, ehrlich: Wenn sie nicht bei ihm sein konnte, war es gleichgültig, mit wem sie zusammen war – sie war allein.

Desorientierung: Verlust des Ostens. Und des Ormus Cama, ihrer Sonne.

Und es war kein reiner Zufall, dass sie auf mich stieß. Denn ich war immer für sie da. Ständig hielt ich Ausschau nach ihr, ständig wartete ich auf ihren Anruf. Hätte sie es gewollt, so wären Dutzende von uns da gewesen, Hunderte, Tausende. Aber ich glaube, es gab nur mich. Doch als sie mich das letzte Mal um Hilfe bat, konnte ich sie ihr nicht geben, und sie starb. Mitten in der Geschichte ihres Lebens kam das Ende, sie war ein unfertiges Lied, zurückgelassen vor der Brücke, des Rechts beraubt, den Versen ihres Lebens bis zum letzten, vollenden den Reim zu folgen.

Zwei Stunden nachdem ich sie aus dem bodenlosen Abgrund ihres Hotelkorridors gerettet hatte, flog uns ein Hubschrauber nach Tequila, wo Don Ángel Cruz, Eigentümer der größten Agavenplantage und der namhaften Ángel-Brennerei, berühmt für die liebliche Fülle seiner Countertenorstimme, die mächtige Rotunde seines Bauches und die verschwenderische Großzügigkeit seiner Gastfreundschaft, zu ihren Ehren ein Bankett geben wollte. Vinas Playboy-Liebhaber war inzwischen ins Krankenhaus gebracht worden, aber die drogeninduzierten Krämpfe waren dann so extrem geworden, dass sie sich letzten Endes als tödlich erwiesen, und so wurde die Welt wegen dem, was Vina zustieß, noch tagelang mit den detail-

lierten Analysen dessen eingedeckt, was das Blut des Toten, sein Magen, seine Därme, sein Skrotum, seine Augenhöhlen, sein Blinddarm, seine Haare, ja einfach alles enthalten hatten, bis auf sein Gehirn, von dem man annahm, dass es nur wenig von Interesse enthalte. Es war von den Narkotika so gründlich verwüstet worden, dass niemand seine letzten Worte verstand, gesprochen im letzten, komatösen Delirium. Einige Tage später jedoch, als die Information ihren Weg ins Internet gefunden hatte, erklärte ein Fantasy-Fiction-Spinner mit dem Net-Namen elrond@rivendel.com aus dem Castro-Viertel von San Francisco, Raúl habe Orkisch gesprochen, die infernalische Sprache, die der Autor Tolkien für die Diener des Dunklen Lord Sauron erfunden hatte: *Ash nazg durbatulúk, ash nazg gimbatul, ash nazg thrakatulúk agh burzum-ishi krimpatul*. Von da an verbreiteten sich unaufhaltsam Gerüchte über satanische – oder vielleicht sauronische – Praktiken über das Web. Die Idee kam auf, der Mestizenliebhaber sei ein Teufelsanbeter gewesen, ein Blutsdiener der Unterwelt, und habe Vina Apsara einen kostbaren, aber Unheil bringenden Ring geschenkt, der die nachfolgende Katastrophe herbeigeführt und sie in die Hölle hinabgezogen habe. Mittlerweile wurde Vina jedoch bereits zum Mythos, zu einem Gefäß, das jeder Schwachsinnige mit seinen Idiotien füllen konnte, oder sagen wir lieber, zum Spiegel der Kultur, und wir vermögen das Wesen dieser Kultur am besten zu begreifen, wenn wir sagen, dass es seinen wahrhaftigsten Spiegel in einem Leichnam fand.

Ein Ring, sie zu knechten – sie alle zu finden, / Ins Dunkel zu treiben und ewig zu binden. Im Hubschrauber saß ich direkt neben Vina Apsara, aber ich sah keinen Ring an ihrem Finger, bis auf den Mondsteintalisman, den sie immer trug, ihre Verbindung zu Ormus Cama, ihre Erinnerung an seine Liebe.

Sie hatte ihre Entourage per Auto vorausgeschickt und mich als ihren einzigen Flugbegleiter gewählt; »von euch Bastarden

ist er der einzige, dem ich vertrauen kann«, hatte sie die anderen angefaucht. Sie waren eine Stunde vor uns aufgebrochen, der ganze verdammte Zoo, ihr Tourmanager, die Schlange, ihre persönliche Assistentin, die Hyäne, die Sicherheitsgorillas, der Friseur, dieser Pfau, der PR-Drachen, aber jetzt, als der Hubschrauber über der Autokolonne dahinknatterte, schien sich die Dunkelheit, die sie seit unserem Abflug gefangen hielt, aufzuhellen, und sie befahl dem Piloten, ein paar Mal tief über die Autos unten hinwegzufliegen, tiefer und immer tiefer; ich sah, wie er die Augen vor Angst aufriss, mit Pupillen, die schwarzen Stecknadelköpfen glichen, aber genau wie wir alle stand er in ihrem Bann und tat, was sie von ihm verlangte. Ich war der Einzige, der *höher, geh endlich höher!* in das Mikrofon schrie, das an unsere Ohrenschützer angeschlossen war, während ihr Lachen in meinen Ohren dröhnte wie eine Tür, die im Wind schlägt, und als ich zu ihr hinübersah, um ihr zu sagen, dass ich Angst hatte, entdeckte ich, dass sie weinte. Die Polizisten waren überraschend behutsam mit ihr umgegangen, als sie am Schauplatz von Raúl Páramos Überdosis auftauchten, und hatten sich damit begnügt, ihr warnend mitzuteilen, dass sie selbst ebenfalls Gegenstand einer Untersuchung werden könnte. An diesem Punkt hatten ihre Anwälte das Gespräch unterbrochen, anschließend jedoch hatte sie überfordert, instabil gewirkt, viel zu aufgedreht, fast so, als stehe sie kurz davor, zu explodieren wie eine zerplatzende Glühbirne, wie eine Supernova, wie das Universum.

Dann ließen wir die Wagenkolonne hinter uns und flogen über Täler und Hügel dahin, die von den Agavenpflanzungen rauchgrau wirkten, und wieder veränderte sich ihre Stimmung, sie kicherte ins Mikrofon und behauptete, dass wir sie an einen Ort bringen wollten, den es nicht gebe, einen Ort der Phantasie, ein Wunderland, denn wie konnte es sein, dass es einen Ort gab, der Tequila hieß. »Das ist doch ge-

nauso, als würde man sagen, der Whisky kommt aus Whisky oder Gin wird in Gin hergestellt«, rief sie. »Ist der Wodka ein Fluss in Russland? Wird Rum in Rum produziert?« Und dann, während ihre Stimme leiser wurde, fast unverständlich beim Lärm der Rotoren: »Und Heroin kommt von den Heroen, und Crack vom Crack, dem Blitzschlag der Verdammnis.« Es ist möglich, dass ich Zeuge der Geburt eines Songs wurde. Später, als der Pilot und der Copilot über ihren Hubschrauberflug befragt wurden, weigerten sie sich sehr loyal, irgendwelche Einzelheiten über den Monolog preiszugeben, bei dem sie ständig zwischen Hochstimmung und Verzweiflung schwankte. »Sie war bester Laune«, sagten sie, »aber sie hat Englisch gesprochen. Deswegen konnten wir nichts verstehen.«

Nicht nur Englisch. Denn einzig mit mir konnte sie im *Mumbai ki kachrapati baat-cheet*, dem Gossenargot von Bombay, drauflos schwatzen, in dem ein Satz etwa in einer Sprache begann, durch eine zweite und sogar eine dritte lief und dann wieder zur ersten zurückschwang. Unser Akronym dafür lautete *Hug-me*. Hindi Urdu Gujarati Marathi Englisch. Bombayaner wie ich waren Menschen, die fünf Sprachen schlecht und keine einzige gut beherrschten.

Auf dieser Reise ohne Ormus Cama hatte Vina die musikalischen und verbalen Grenzen ihrer eigenen Fähigkeiten erkannt. Um ihre gefeierte Stimme vorzuführen, diese okta-venreiche Yma-Sumac-Himmelsleiter von einem Instrument, das, wie sie nunmehr behauptete, von Ormus' Kompositionen niemals wirklich gefordert worden war, hatte sie neue Songs geschrieben. In Buenos Aires jedoch, in São Paulo, Mexico City und Guadalajara vernahm sie selbst die lauwarmer Reaktion des Publikums auf diese Songs, und zwar trotz ihrer drei wahnsinnigen brasilianischen Schlagzeuger und ihrer zwei konkurrierenden argentinischen Gitarristen, die jeden Auf-

tritt mit einer Messerstecherei zu beenden drohten. Sogar der Gastauftritt des mexikanischen Superstar-Veterans Chico Estefan vermochte ihr Publikum nicht zu begeistern; stattdessen lenkte sein geliftet-glatte Gesicht mit dem Mund voll falscher Zähne die Aufmerksamkeit nur auf ihre eigene dahinkwelkende Jugend, die sich im Durchschnittsalter der Zuhörer spiegelte. Die Kids waren nicht gekommen, jedenfalls nicht genug von ihnen, bei weitem nicht genug.

Doch jeder einzelne der alten Hits aus der VTO-Backlist wurde von frenetischem Beifall gefolgt, und die unwiderlegbare Wahrheit war, dass der Wahnsinn der Schlagzeuger bei diesen Nummern der Vollkommenheit am nächsten kam, die konkurrierenden Gitarren sich zu sublimen Höhen empor-schraubten und selbst der alte Roué Estefan von den grünen Weiden hinter dem Hügel zurückzukehren schien. Wenn Vina Apsara Texte und Musik von Ormus Cama sang, begann die Minderheit der Jugendlichen im Publikum sofort aufzumerken und aus dem Häuschen zu geraten, während Tausende von Händen sich gemeinsam bewegten, um in Zeichensprache den Namen der großen Band nachzuformen, genau im Takt ihrer donnernden Jubelrufe:

V!T!O!

V!T!O!

Kehr zu ihm zurück, sagten sie. Wir wollen euch beide zusammen. Werft eure Liebe nicht einfach weg. Statt euch zu trennen, wünschen wir uns, dass ihr euch wieder versöhnt.

Vertical Take-Off. Oder Vina To Ormus. Oder ›We two‹, auf *Hug-me* als V-to übersetzt. Oder als Hinweis auf die V2-Rakete. Oder V für Frieden, nach dem sie sich sehnten, und T für two, die zwei, und o für Liebe, ihre Liebe. Oder eine Hommage für eines der großen Gebäude in Ormus' Heimatstadt: Victoria Terminus Orchestra. Oder ein Name, vor langer Zeit erfunden, als Vina eine Neonreklame für den alten Soft

Drink Vimto sah, bei der nur noch drei Buchstaben leuchteten, Vimto ohne das *im*.

V... T... Ohh.

V... T... Ohh.

Zwei Aufschreie und ein Seufzer. Der Orgasmus der Vergangenheit, dessen Klang sie an ihrem Finger trug. Zu dem sie, wie sie vielleicht wusste, mir zum Trotz zurückkehren musste.

Die Nachmittagshitze war trocken und glühend, wie Vina es liebte. Bevor wir landeten, hatte der Pilot Informationen über leichte Erdbeben in der Region erhalten, aber die seien vorüber, versicherte er uns, es gebe also keinen Grund, die Landung abubrechen. Dann schimpfte er auf die Franzosen. »Nach jedem dieser Tests kann man genau fünf Tage abzählen, eins, zwei, drei, vier, fünf, und die Erde bebt.« Er setzte den Hubschrauber auf einem staubigen Fußballfeld mitten in der kleinen Ortschaft Tequila auf. Das, was vermutlich die gesamte Polizeitruppe des Ortes war, hielt die einheimische Bevölkerung zurück. Als Vina Apsara in majestätischer Haltung die Maschine verließ (schon immer eine Prinzessin, wirkte sie jetzt eher königinnenhaft), stieg ein Schrei empor, nur ihr Name, *Viiinaaaa*, die Vokale voll Sehnsucht lang gezogen, und ich erkannte – nicht zum ersten Mal –, dass man trotz all der hyperbolischen Ausschweifungen und der öffentlichen Zurschaustellung ihres Lebens, trotz all ihrer Starallüren, ihrer *nakhras*, ihr niemals grollen würde, dass irgendetwas an ihrer Art die Menschen entwaffnete und dass das, was die Leute von sich gaben, statt Gift und Galle eine wunderbare, vorbehaltlose Zuneigung war, als sei sie das neugeborene Kind der ganzen Welt.

Man könnte es Liebe nennen.

Kleine Jungen durchbrachen den Kordon, gejagt von schwit-

zenden Cops, und dann kam Don Ángel Cruz mit seinen beiden Silber-Bentleys, die genau zu seiner Haarfarbe passten. Er entschuldigte sich dafür, dass er uns nicht mit einer Arie begrüße, aber der Staub, dieser unglückselige Staub, er ist immer ein Problem, doch jetzt, bei diesem Erdbeben, ist die ganze Luft davon voll, bitte, Señora, Señor – mit einem kleinen Husten gegen seinen Handrücken geleitete er uns in den vorderen Bentley –, wir werden sofort abfahren, bitte sehr, und mit dem Programm beginnen. Mit riesigen Taschentüchern tupfte er sich den Schweiß von der Stirn und nahm mit einem breiten Lächeln auf dem Gesicht, das er mit großer Willenskraft dort festhielt, im zweiten Wagen Platz. Unter der Oberfläche des perfekten Gastgebers konnte man fast die schwer atmende Erregung sehen. »Dies ist ein Mann, der Sorgen hat«, sagte ich zu Vina, als unser Wagen den Weg zur Plantage nahm. Sie zuckte die Achseln. Im Oktober 1984 hatte sie für eine Werbekampagne in *Vanity Fair* mit einem Luxuswagen die Oakland Bay Bridge in westlicher Richtung überquert; auf der anderen Seite hielt sie an einer Tankstelle, stieg aus dem Wagen und sah, wie er mit allen vier Rädern vom Boden abhob und in der Luft hing wie ein Ding aus der Zukunft oder *Zurück in die Zukunft*. In diesem Moment brach die Bay Bridge wie ein Kinderspielzeug in sich zusammen. Deswegen sagte sie: »Komm mir bloß nicht mit Erdbeben«, sagte es mit ihrer hart-breiten, katastrophenerfahrenen Stimme, als wir auf der Plantage eintrafen, wo Don Ángels Angestellte uns mit Sombreros aus Stroh empfangen, um uns vor der Sonne zu schützen, und Machete-Maestros nur darauf warteten, zu demonstrieren, wie man eine Agavenpflanze zu einer großen, blauen ›Ananas‹ zurechthackte, die in den Pulper passte. »Komm mir bloß nicht mit Richter, Rai, Liebling. Ich bin früher schon gemessen worden.« Die Tiere waren unruhig. Scheckige Straßenköter rannten kläffend im Kreis, Pferde wieherten. Orakelhaft erscheinende

Vögel kreisten lärmend am Himmel. Unter der immer krasser werdenden Leutseligkeit von Don Ángel Cruz nahm auch die subkutane seismische Aktivität allmählich zu, während er uns durch die Brennerei schleppte, das sind unsere traditionellen Holzfässer, und dies sind unsere glänzenden, neuen technologischen Wunder, unsere Kapitalanlage für die Zukunft, unsere enorme Investition, ein unbezahlbares Investment. Die Angst begann ihm in dicken, stinkenden Schweißtropfen zu entströmen. Geistesabwesend tupfte er mit seinen nassen Taschentüchern an dieser anrühigen Flut herum, doch in der Abfüllabteilung wurden seine Augen vor Kummer noch größer, als er die Zerbrechlichkeit seines Glücks betrachtete, Flüssigkeit, in Glas gebettet, und die Angst vor einem Erdbeben begann ihm feucht aus den Augenwinkeln zu rinnen.

»Der Absatz französischer Weine und Spirituosen hat seit dem Beginn der Tests stark nachgelassen, vermutlich um etwa zwanzig Prozent«, murmelte er kopfschüttelnd. »Die chilenischen Weinkellereien wie auch unsere Leute hier in Tequila haben davon profitiert. Die Exportnachfrage ist so sehr in die Höhe geschossen, dass Sie es nicht glauben würden.« Mit dem Rücken seiner zitternden Hand wischte er sich die Augen. »Warum sollte Gott uns ein solches Geschenk machen, nur um es uns wieder zu nehmen? Warum muss ER unseren Glauben auf die Probe stellen?« Er musterte uns, als seien wir tatsächlich in der Lage, mit einer Antwort aufzuwarten. Als er begriff, dass keine präsent war, umklammerte er plötzlich Vina Apsaras Hände und verwandelte sich in einen Bittsteller an ihrem Hof, von schierer Not zu dieser Geste überschwänglicher Intimität getrieben. Sie machte keinen Versuch, sich aus seinem Griff zu befreien.

»Ich bin kein schlechter Mensch«, beschwor Don Ángel Vina flehenden Tones, als spreche er ein Gebet. »Ich war immer gerecht zu meinen Angestellten und liebenswürdig zu

meinen Kindern, und sogar meiner Frau war ich treu, allerdings bis auf ein paar kleinere Zwischenfälle, ehrlich gesagt, aber das ist bestimmt schon zwanzig Jahre her, Señora, Sie sind eine erfahrene Lady, Sie verstehen die Schwächen des mittleren Alters. Warum sollte ich also von einem solchen Tag heimgesucht werden?« Demütig neigte er den Kopf vor ihr und ließ ihre Hände los, um gleich darauf die seinen zu falten und sie angstvoll an seine Zähne zu heben.

Sie war daran gewöhnt, Absolution zu erteilen. Also legte sie ihm ihre befreiten Hände auf die Schultern und begann mit ›Der Stimme‹ auf ihn einzureden, leise murmelnd, als seien sie Liebende, tat das gefürchtete Erdbeben ab wie ein ungezogenes Kind, das zur Strafe in der Ecke stehen muss, und verbot ihm, dem großartigen Don Ángel Kummer zu machen; und so wundervoll war ihre Sprachgewalt, der Klang ihrer Stimme weit mehr als das, was sie sagte, dass der verzweifelte Mann tatsächlich aufhörte zu schwitzen, mit einem zögernden, unsicheren Wiederauftauchen seiner Zuversicht den kindlichen Kopf hob und lächelte. »Gut«, sagte Vina Apsara. »Und jetzt gehen wir zum Lunch.«

Auf der alten Hazienda der Familie, die heutzutage nur noch für große Dinners wie dieses benutzt wurde, fanden wir unter den Arkaden, mit Blick auf einen Innenhof mit Springbrunnen, eine lang gestreckte Festtafel, und als Vina eintrat, begann eine Mariachi-Band zu spielen. Dann tauchte die Fahrzeugkolonne auf, der kreischend und hektisch die gesamte, schreckliche Menagerie der Rockwelt entstieg, um den alten Tequila des Gastgebers in sich hineinzuschütten, als wäre es Bier aus einem Partyfass oder Wein-in-der-Schachtel, und mit ihrer Fahrt durch die Erdstöße zu prahlen, wobei der persönliche Assistent seinen Hass auf die unsichere Erde hinauslichte, als habe er vor, sie zu verklagen, der Tourmanager mit einer Schadenfreude lachte, die er gewöhnlich nur an den Tag

legte, wenn er wieder mal einen Vertrag zu schändlich ausbeuterischen Bedingungen unterzeichnete, der Pfau eitel und geräuschvoll schillerte, die Gorillas monosyllabisch grunzten, die argentinischen Gitarristen einander, wie immer, an die Gurgel gingen und die Drummer – ach, die Drummer! – die Erinnerung an ihre Panik abblockten, indem sie sich in eine Tequila-geölte Serie lautstarker Kritiken an der Mariachi-Band stürzten, deren Leader, prächtig in schwarzsilberner Tracht, den Sombrero zu Boden schleuderte und gerade nach dem silbernen Sechsschüssigen greifen wollte, den er an der Hüfte trug, als Don Ángel eingriff und, um eine gesellige Atmosphäre herzustellen, freundlich erklärte: »Bitte, wenn Sie erlauben, möchte ich zu Ihrer Zerstreung etwas zum Besten geben.«

Ein echter Countertenor bringt alle Diskussionen zum Schweigen, beschämt mit seiner siderischen Süße wie Sphärenmusik all unsere Kleinlichkeiten. Don Ángel Cruz schenkte uns Glück, *Trionfi Amore*, und die Mariachis machten ihre Sache als Chor zu seinem Orfeo recht gut.

Trionfi Amore!
E il mondo intiero
Serva all'impero
Della beltà.

Das unglückliche Ende der Orpheus-Geschichte – Eurydice auf ewig verloren, weil Orfeo sich umblickt – war von jeher ein Problem für Komponisten wie auch für Librettisten. – He, Calzabigi, was soll dieser Schluss, den du mir da geliefert hast? So ein Downer, soll ich die Leute mit ellenlangen Gesichtern nach Hause schicken? *Hallo?* Mach's mir 'n bisschen fröhlicher, ja? – Aber klar doch, Herr Gluck, seien Sie nicht so *agitato*. Kein Problem! Liebe ist mächtiger als der Hades.

Liebe stimmt die Götter gnädig. Wie wär's, wenn die sie ohnehin zurückschicken würden? »Verswinde, Kleine, der Kerl ist verrückt nach dir! Was ist schon ein kurzer Blick?« Dann schmeißen die Liebenden eine Party, und was für eine! Tanz, Wein, alles, was drin ist. So kriegen Sie Ihr großes Finale, alle Welt geht fröhlich summend nach Haus. – Find ich gut. Bravo, Raniero. – Aber gern doch, Willibald. Keine Ursache.

Und da war es, das Showstopper-Finale. Triumph der Liebe über den Tod. *Die ganze Welt gehorcht dem Befehl der Schönheit.* Zur allgemeinen Überraschung, auch der meinen, erhob sich Vina Apsara, der Rockstar, und sang beide Sopranstimmen, Amore sowohl als Eurydice, und obwohl ich kein Experte bin, klang sie wort- und notenperfekt, stieg ihre Stimme schließlich zu einer Ekstase der Vollendung empor, als wolle sie sagen, jetzt hast du herausgefunden, wozu ich da bin.

... *E quel sospetto*
Che il cor tormenta
Al fin diventa
Felicità.

Das gequälte Herz findet nicht nur das Glück, es *wird das Glück.* So heißt es jedenfalls in der Story. So heißt es im Lied.

Gerade als sie endete, begann die Erde zu beben, applaudierte ihrer Leistung. Das große Stillleben des Banketts, die Platten mit Fleisch, die Schalen mit Obst, die Flaschen voll bestem Cruz-Tequila und sogar die Banketttafel selbst begannen auf Disney-Art zu tanzen und zu springen, leblose Objekte, belebt vom kleinen Zauberlehrling, dieser anmaßenden Maus; oder als seien sie durch die schiere Macht ihres Gesangs dazu bewegt, sich der letzten *chaconne* anzuschließen. Wenn ich

versuche, mir die genaue Folge der Ereignisse ins Gedächtnis zu rufen, muss ich feststellen, dass meine Erinnerung zum Stummfilm geworden ist. Es muss Geräusche gegeben haben. Das Pandaimonion, die Stadt der Teufel und ihrer Qualen, kann kaum lärmender gewesen sein als diese mexikanische Stadt, als Sprünge an den Mauern der Gebäude entlanghuschten wie Eidechsen, mit ihren langen Spinnenfingern die Mauern von Don Ángels Hazienda aufrissen, bis sie einfach in sich zusammenfiel wie eine Illusion, eine Filmfassade, und die aufsteigende Staubwolke dieses Zusammenbruchs uns auf die buckelnden, schwankenden Straßen hinaustrieb, wo wir um unser Leben liefen, ohne zu wissen, wohin, und doch immer weiter davonliefen, während es Ziegel von den Dächern regnete, Bäume in die Luft geschleudert wurden, Müll von den Straßen emporschoss, Häuser explodierten und Koffer, seit Ewigkeiten auf Dachböden versteckt, vom Himmel herabprasselten.

Ich aber erinnere mich nur an Stille, die Stille tiefsten Entsetzens. Um genau zu sein, die Stille der Fotografie, denn das war mein Beruf, und so griff ich in dem Moment, in dem das Erdbeben begann, natürlich darauf zurück. Meine Gedanken galten nur noch den kleinen Filmquadraten, die durch meine alten Kameras liefen, Voigtländer Leica Pentax, den Formen und Farben, die durch die Zufälle von Bewegung und Ereignis darauf festgehalten wurden, und natürlich durch die Gewandtheit oder den Mangel daran, mit der es mir gelang, das Objektiv zur richtigen oder falschen Zeit in die richtige oder falsche Richtung zu halten. Hier wurde das ewige Schweigen von Gesichtern, Körpern und Tieren, ja, der Natur selbst eingefangen – jawohl, von meiner Kamera –, eingefangen aber auch vom Griff der Angst vor dem Unvorhersehbaren und der Verzweiflung des Verlustes, vor den Fängen dieser verhassten Metamorphose, dieser entsetzlichen Stille einer Lebensart im

Augenblick ihrer Vernichtung, ihrer Verwandlung in eine goldene Vergangenheit, die nie wieder gänzlich aufgebaut werden kann, denn wenn man ein Erdbeben miterlebt hat, weiß man, auch wenn man keinen Kratzer davonträgt, dass es, genau wie ein Herzschlag, in der Brust der Erde bestehen bleibt, eine entsetzliche Möglichkeit, die ständig wiederzukehren droht, um mit noch weit verheerenderer Gewalt abermals zuzuschlagen.

Eine Fotografie ist eine moralische Entscheidung, getroffen in einer Achtelsekunde, oder Sechzehntel-, oder Einhundertachtundzwanzigstelsekunde. Einmal mit den Fingern schnippen: Ein Schnappschuss ist schneller. Auf der Mitte zwischen Voyeur und Augenzeuge, großem Künstler und miesem Abschaum – so habe ich mein Leben verbracht, habe ich in Sekundenbruchteilen Entscheidungen getroffen. Das ist okay, das ist cool. Ich lebe noch, ich bin bloß ein paar hundert Mal angespuckt und beschimpft worden. Mit den Schimpfwörtern kann ich leben. Es sind die Männer mit der schweren Artillerie, die mich beunruhigen. (Und es sind Männer, fast immer – all diese Arnolds, die Terminatoren tragen, all diese selbstmörderischen Eiferer mit ihren Klobürstenbärten und keinem Haar auf der babynackten Oberlippe; aber wenn Frauen diese Arbeit verrichten, sind sie oft schlimmer.)

Ich war immer ein Event-Junkie, ich. Action war das Stimulans meiner Wahl. Ich habe meine Nase immer gern in die heiße, schweißnasse, aufgebrochene Oberfläche dessen gesteckt, was sich abspielte, mit offenen Augen, saufend, alle anderen Sinne abgeschaltet. Es war mir immer egal, wenn es stank, wenn ich bei dem schleimigen Gefühl der Berührung kotzen musste, wenn ich nicht wusste, was es meinen Geschmacksknospen antun würde, wenn ich daran leckte, ja sogar, wie laut es schrie. Wichtig war nur, wie es aussah. Darin habe ich eine sehr lange Zeit Gefühl und Wahrheit gesucht.

Was Wirklich Geschieht: Es gibt nichts Aufregenderes, als

wenn man direkt mit der Nase draufgestoßen wird, solange man dabei nicht die Nase verliert. Kein größerer Kick auf Erden.

Vor langer Zeit habe ich für mich eine Art Unsichtbarkeit entwickelt. Sie macht es mir möglich, direkt an die Akteure im Drama der Welt heranzugelangen, die Kranken, die Sterbenden, die Wahnsinnigen, die Trauernden, die Reichen, die Gierigen, die Ekstatischen, die Waisen, die Zornigen, die Mörderischen, die Heimlichen, die Bösen, die Kinder, die Guten, die Berichtenswerten; mich in ihre verbotenen Zonen einzuschleichen, mitten ins Zentrum ihrer Wut, ihres Kummers oder ihrer transzendenten Erregung, um genau den Moment ihres Auf-der-Welt-Seins definieren und mein verdammtes Foto schießen zu können. Viele Male hat mir diese Gabe der Dematerialisierung das Leben gerettet. Wenn die Leute zu mir sagten, fahren Sie nicht diese von Heckenschützen beherrschte Straße entlang, betreten Sie bloß nicht die Festung dieses Kriegsherrn, um das Areal dieser Miliz sollten Sie lieber einen Bogen machen, fühlte ich mich sofort unwiderstehlich davon angezogen. Da ist noch niemand je mit einer Kamera hineingegangen und lebend wieder herausgekommen, warnte mich irgendjemand, und schon war ich auf und davon, über den Checkpoint ohne Wiederkehr hinaus. Wenn ich zurückkehrte, musterten die Leute mich so seltsam, als sei ich ein Geist, und fragten mich, wie ich das geschafft hätte. Ich schüttelte den Kopf. Ehrlich gesagt, oft genug wusste ich es selbst nicht. Wenn ich es gewusst hätte, so hätte ich es vielleicht nie wieder tun können, und dann wäre ich in irgendeiner unausgegorenen Kampfzone umgebracht worden. Möglich, dass es eines Tages noch dazu kommt.

Am besten kann ich es beschreiben, wenn ich sage, dass ich mich klein machen kann. Nicht körperlich klein, denn ich bin eher hoch gewachsen und kräftig, sondern psychisch. Ich setze

einfach mein unterwürfiges Lächeln auf und schrumpfe bis zur *quantité négligeable*. Durch mein Verhalten überzeuge ich den Heckenschützen, dass ich seine Kugel nicht verdiene, meine Haltung überzeugt den Kriegsherrn, dass er seine schwere Axt nicht beschmutzen muss. Ich lasse sie wissen, dass ich ihrer Gewalttätigkeit nicht würdig bin. Vielleicht funktioniert das, weil ich aufrichtig bin, denn ich bemühe mich tatsächlich, unterwürfig zu sein. Es gibt Erlebnisse, die ich mit mir herumtrage, Erinnerungen, auf die ich zurückgreifen kann, wenn ich mir meinen minderen Wert ins Gedächtnis rufen will. So ist es mir dank einer Art angelernter Bescheidenheit, Ergebnis meines frühen Lebens und früherer Missetaten, gelungen, mich selbst am Leben zu erhalten.

»Schwachsinn«, fand Vina Apsara. »Nur eine weitere Variante deiner alten Methode, Mädchen aufzureißen.«

Bescheidenheit wirkt auf Frauen, das stimmt. Doch bei den Frauen spiele ich sie nur. Mein nettes, schüchternes Lächeln, meine zurückhaltende Körpersprache. Je mehr ich mich in meiner Wildlederjacke und den Kampfstiefeln zurückziehe und unter meinem Kahlkopf (wie oft habe ich mir sagen lassen, welch schönen Kopf ich habe!) schüchtern lächle, desto heftiger werden ihre Avancen. In der Liebe kommt man voran, indem man sich zurückzieht. Aber was ich unter Liebe verstehe und was – zum Beispiel – Ormus Cama unter demselben Wort verstand, waren zwei völlig verschiedene Dinge. Für mich war sie immer eine Kunst, die *ars amatoria*: die erste Annäherung, das Zerstreuen von Befürchtungen, das Erregen von Interesse, das Vortäuschen von Abkehr, die zögernde, doch unabwendbare Wiederkehr. Die gemächliche, einwärts gekehrte Spirale des Begehrens. *Kama*. Die Kunst der Liebe.

Während sie für Ormus Cama nichts anderes war als eine Frage von Leben und Tod. Liebe dauerte ein Leben lang und

währte über den Tod hinaus. Liebe war Vina, und nach Vina gab es nichts als die absolute Leere.

Für die winzigen Lebewesen dieser Welt war ich jedoch nie unsichtbar. Diese sechsbeinigen Zwergterroristen hatten sich auf mich eingeschossen, so viel steht fest. Zeigen Sie mir (oder tun Sie es lieber nicht) eine Ameise, führen Sie mich (lieber nicht) zu einer Wespe, einer Biene, einem Moskito, einem Floh. Sie werden mich alle zum Frühstück verspeisen; und zu anderen, weitaus kräftigeren Mahlzeiten. Alles, was klein ist und beißt, beißt mich. So wurde ich in einem bestimmten Moment mitten im Zentrum des Erdbebens, als ich gerade ein verlassenes Kind fotografierte, das nach seinen Eltern schrie, einmal so schmerzhaft, als sei es beabsichtigt, in die Wange gestochen, und als ich mein Gesicht von der Kamera losriss, geschah das gerade rechtzeitig (dafür muss ich mich wohl bei diesem grässlichen *agujón*-bewehrten Ding bedanken; nicht aus Gewissensgründen, sondern der sechste Sinn eines Schnappers), um den Beginn der Tequila-Flut mitzukriegen. Die vielen, riesigen Vorratsfässer der Stadt waren geborsten.

Die Straßen wirkten wie Peitschen, schlängelten sich und knallten. Die Ángel-Brennerei war eine der ersten, die unter den Schlägen zusammenbrach. Altes Holz splitterte, neues Metall buckelte und platzte. Der urinöse Tequila-Strom schäumte seinen Lauf in die Gassen der Stadt, die erste Woge der Sturzflut überholte die fliehenden Bewohner und riss sie kopfüber von den Füßen, und so stark war das Gebräu, dass jene, die einige Mund voll von dieser himmlischen Brandung schluckten, nicht nur nass und keuchend daraus auftauchten, sondern auch betrunken. Als ich Don Ángel Cruz das letzte Mal sah, hastete er, eine Kasserolle in der Hand und um den Hals zwei Kessel an Schnüren, auf den in Tequila ertrinkenden Plätzen

umher und machte den jämmerlichen Versuch zu retten, was er retten konnte.

So verhalten sich die Menschen, wenn ihre Alltäglichkeit zerstört wird, wenn sie für wenige Momente klar und deutlich eine der großen formenden Gewalten des Lebens erfahren. Das Unheil fixiert sie mit wie hypnotisiertem Blick, derweil sie in den Trümmern ihrer Tage wühlen und graben und versuchen, aus den Müllbergen des Unwiederbringlichen, ihres überwältigenden Verlustes die Erinnerung an das Alltägliche zu bergen – ein Spielzeug, ein Buch, ein Gewand, sogar ein Foto. Don Ángel Cruz als Mann mit den Bettelschalen war das kindliche, sagenhafte Bild, das ich brauchte, eine Gestalt, die auf unheimliche Weise an den surrealen Saucepan Man aus einigen von Vina Apsaras Lieblingsbüchern erinnerte, der Faraway-Tree-Serie von Enid Blyton, die sie überallhin begleitete. Ich hüllte mich in meine Unsichtbarkeit und begann zu schießen.

Ich weiß nicht, wie lange das alles dauerte. Der hüpfende Tisch, die kollabierende Hazienda, die Achterbahnstraßen, die keuchenden, umhergeschleuderten Menschen im Tequila-Strom, die Hysterie, das tödliche Gelächter der Obdachlosen, der Heruntergekommenen, der Arbeitslosen, der Verwaisten, der Toten ... Wenn man mich bäte, den Zeitraum zu schätzen, ich könnte es nicht. Zwanzig Sekunden? Eine halbe Stunde? Fragt mich was anderes. Die Tarnkappe sowie mein zweiter Trick, sämtliche Sinne auszuschalten und meine gesamte Wahrnehmungsfähigkeit durch meine mechanischen Augen zu lenken – derartige Dinge haben, wie man so sagt, eine Kehrseite. Wenn ich vor der Ungeheuerlichkeit des Aktuellen stehe, wenn dieses gigantische Monster in meine Linse brüllt, verliere ich die Kontrolle über andere Dinge. Wie viel Uhr ist es? Wo ist Vina? Wer ist tot? Wer ist am Leben? Öffnet sich da ein Abgrund unter meinen Kampfstiefeln? Was hast du ge-

sagt? Da drüben versucht ein Ärzteteam eine Sterbende zu erreichen? Was redest du da? Warum bist du mir im Weg, was, zum Teufel, bildest du dir ein, mich rumzustoßen? *Kannst du nicht sehen, dass ich arbeite?*

Wer lebte noch? Wer war tot? Wo war Vina? Wo war Vina? Wo war Vina?

Ich kam wieder zu mir. Insekten stachen mich in den Hals. Der Tequila-Sturzbach versiegte, der kostbare Strom versickerte in der zerrissenen Erde. Die Stadt sah aus wie eine Ansichtskarte, die von einem zornigen Kind zerrissen und von der Mutter gewissenhaft wieder zusammengeklebt wurde. Sie hatte ein Fluidum der Zerbrochenheit angenommen, sich zu der großen Familie der Zer- und Gebrochenen gesellt: zerbrochene Teller, zerbrochene Puppen, gebrochenes Englisch, gebrochene Versprechungen, gebrochene Herzen. Durch den Staub kam Vina Apsara auf mich zugetaumelt. »Rai, Gott sei Dank!« Trotz ihres Herumtändelns mit buddhistischen Weisen (Rinpoche Hollywood und der Ginsberg Lama), Krishna-bewussten Zymbalisten und tantrischen Gurus (diesen Kundalini-Vorzeigern), TM-Rishis und Meistern dieser oder jener verrückten Weisheit, Zen und der Kunst des Dealens, des Taos des promiskuitiven Sex, Eigenliebe und Erleuchtung, trotz all ihrer spirituellen Marotten fiel es mir in meiner eigenen Gottlosigkeit immer wieder schwer zu glauben, dass sie wahrhaftig an einen existierenden Gott glaubte. Aber genau das tat sie offenbar; in dieser Hinsicht lag ich vermutlich ebenfalls falsch; und überhaupt, welches andere Wort gibt es denn? Wenn man Dankbarkeit für das blinde Glück des Lebens empfindet, wenn niemand da ist, dem man danken kann, aber irgendjemandem danken *muss*, was sagt man da? Gott, sagte Vina. Für mich klang das Wort wie eine Möglichkeit, ein Gefühl loszuwerden: ein Ort, an den man etwas tut, das man sonst nirgendwohin tun kann.

Vom Himmel herab kam ein größeres Insekt zu uns herunter und attackierte uns mit dem starken Fallstrom seiner lärmenden Flügel. Der Hubschrauber hatte gerade noch so rechtzeitig abgehoben, dass er nicht beschädigt wurde. Jetzt brachte ihn der Pilot fast ganz bis auf den Boden, hielt ihn in der Schwebelage und winkte uns. »Nichts wie raus hier!«, rief Vina mir zu. Ich schüttelte den Kopf. »Geh du nur«, rief ich zurück. Arbeit geht vor Spiel. Ich musste meine Fotos auf den Weg bringen. »Bis später«, rief ich.

»Was?«

»Später!«

»Was?«

Eigentlich war vorgesehen, dass uns der Hubschrauber für ein erholsames Wochenende zu einer entlegenen Villa an der Pazifikküste bringen sollte, der Villa Huracán, Miteigentum des Präsidenten der Colchis-Schallplattengesellschaft und nördlich von Puerto Vallarta in privilegierter Abgeschiedenheit wie ein Zauberreich zwischen dem Dschungel und dem Meer gelegen. Jetzt wusste niemand, ob die Villa noch stand. Die Welt hatte sich verändert. Dennoch klammerte sich Vina Apsara wie die Stadtbewohner an ihre gerahmten Fotos, wie Don Ángel an seine Kasserollen, an die Idee der Kontinuität, des vorbestimmten Zeitablaufs. Sie hielt sich eisern ans Programm. Doch bis meine gekidnappten Fotos an die Nachrichtenschreibische der Weltpresse gelangten, um ausgelöst zu werden, konnte es für mich kein tropisches Shangri-La geben.

»Ich haue dann ab«, rief sie mir laut zu. »Ich kann nicht mitkommen.«

»Was?«

»Geh!«

»Scheiß auf dich!«

»Was?«

Dann saß sie im Hubschrauber, der emporstieg, und ich war

nicht mit ihr gegangen und sollte sie auch nie wieder sehen, keiner von uns sah sie je wieder, und die letzten Worte, die sie zu mir unterschrieb, brechen mir jedes Mal, wenn ich daran denke, das Herz, und ich denke ein paar hundertmal am Tag daran, Tag für Tag, und dann sind da noch die endlosen schlaflosen Nächte.

»*Goodbye, Hope.*«

Den Arbeitsnamen ›Rai‹ legte ich mir zu, als ich bei der berühmten Agentur Nebuchadnezzar angenommen wurde. Pseudonyme, Künstlernamen, Arbeitsnamen: Für Schriftsteller, für Schauspieler, für Spione sind das nützliche Masken, durch welche die eigene, die wahre Identität verborgen oder verändert wird. Doch als ich mich *Rai* zu nennen begann, Fürst, hatte ich das Gefühl, eine Tarnung abzulegen, weil ich der Welt mein kostbarstes Geheimnis kundtat, und zwar, dass dies seit meiner Kindheit Vinas ganz persönlicher Kosenamen für mich gewesen war, das Kennzeichen einer Jugendliebe. »Weil du dich wie ein kleiner Rajah verhältst«, erklärte sie mir liebevoll, als ich erst neun war und noch Zahnsparren trug. »Deswegen sind es nur deine engsten Freunde, die wissen können, dass du eigentlich nur ein unwichtiger Lämmel bist.«

Das war Rai: ein Fürstenknabe. Aber die Kindheit endet, und im Erwachsenenleben war es dann Ormus Cama, der Vinas Märchenprinz wurde, nicht ich. Immerhin, der Kosenamen blieb mir erhalten. Und Ormus war so freundlich, ihn ebenfalls zu benutzen, oder sagen wir, er übernahm ihn von Vina wie eine Infektion, oder sagen wir, er konnte sich nicht vorstellen, dass ich zu seinem Rivalen, zu einer Gefahr für ihn werden könnte, deswegen konnte er mich als Freund betrachten ... Aber lassen wir das jetzt. *Rai*. Das bedeutete auch Begierde: die persönliche Neigung eines Menschen, die Richtung,

die einzuschlagen er sich entschied; und Wille, die Charakterstärke eines Menschen. All das gefiel mir. Es gefiel mir, dass es sich um einen Namen handelte, mit dem leicht zu reisen war, jedermann konnte ihn aussprechen, er klang in jeder Sprache gut. Und wenn ich in dieser mächtigen Demokratie der falschen Aussprache, den Vereinigten Staaten, gelegentlich zu »Hey, Ray« wurde, hatte ich keine Lust, mich zu streiten, sondern pickte mir einfach die Rosinen unter den Aufträgen heraus und verließ die Stadt. In einem anderen Teil der Welt war Rai Musik. In der Heimat dieser Musik jedoch haben religiöse Fanatiker in letzter Zeit begonnen, die Musiker zu töten. Sie sehen in der Musik eine Beleidigung Gottes, der uns Stimmen gab, aber nicht wünscht, dass wir singen, der uns den freien Willen gab, *rai*, dem es aber lieber ist, wenn wir unfrei sind.

Wie dem auch sei, jetzt sagen es alle: Rai. Nur dieser eine Name, es ist ganz leicht, es ist ein Stil. Die meisten Menschen kennen meinen richtigen Namen nicht einmal. Umeed Merchant, hatte ich das schon erwähnt? Umeed Merchant, aufgewachsen in einem anderen Universum, in einer anderen Dimension der Zeit, in einem Bungalow an der Cuffe Parade in Bombay, der vor langer Zeit schon abgebrannt ist. Der Name ›Merchant‹ bedeutet, wie ich vielleicht erklären sollte, ›Kaufmann‹. In Bombay tragen die Familien oft Namen, die vom Beruf irgendeines verstorbenen Vorfahren abgeleitet wurden. Ingenieure, Bauunternehmer, Ärzte. Und vergessen wir nicht die Readymoneys, die Cashondeliveris, die Fishwalas. Ein Mistry ist ein Maurer, ein Wadia ist ein Schiffsbauer, ein Vakil ist ein Anwalt und ein Bankier ist ein Shroff. Und der langen Liebschaft der durstigen Stadt mit Mineralwasserdrinks entsprangen nicht nur die Batliwalas, sondern auch die Sodawaterbatliwalas, und nicht nur die Sodawaterbatliwalas, sondern auch die Sodawaterbatliopenerwalas.

Ungelogen!

»Goodbye, Hope«, rief Vina, dann zog der Hubschrauber in einer steilen Kurve nach oben und verschwand.

Umeed, verstehen Sie? Substantiv, weiblich. Und heißt *hope*, Hoffnung.

Warum interessieren wir uns für Sänger? Worin liegt die Macht der Lieder? Vielleicht in der höchst erstaunlichen Tatsache, dass es auf dieser Welt überhaupt Gesang gibt. Die Note, die Tonleiter, der Akkord; Melodien, Harmonien, Arrangements; Symphonien, Ragas, Chinesische Opern, Jazz, der Blues: dass derartige Dinge existieren, dass wir die magischen Intervalle und Distanzen entdeckt haben, die das kümmerliche Bündel Noten ergeben, alles innerhalb einer menschlichen Handspanne, aus der heraus wir uns Kathedralen der Klänge erbauen, ist genauso ein Geheimnis der Alchimie wie Mathematik oder Wein oder Liebe. Vielleicht haben die Vögel es uns gelehrt. Vielleicht auch nicht. Vielleicht sind wir ganz einfach Kreaturen auf der Suche nach Trost. Denn davon bekommen wir nicht sehr viel. Unser Leben ist nicht das, was wir verdienen, es ist, einigen wir uns darauf, auf vielerlei schmerzliche Art mangelhaft. Der Gesang verwandelt es in etwas anderes. Der Gesang zeigt uns eine Welt, die unseres Sehnsens würdig ist, zeigt uns unser eigenes Ich, wie es sein könnte, wenn wir dieser Welt würdig wären.

Fünf Mysterien bergen den Schlüssel zum Unsichtbaren: der Liebesakt, die Geburt eines Kindes, die Betrachtung großer Kunstwerke, die Gegenwart des Todes oder Unglücks und zu hören, wie sich die menschliche Stimme im Gesang erhebt. Das sind die Ereignisse, bei denen die Riegel des Universums aufbrechen und uns einen kurzen Blick auf das Verborgene schenken; auf einen Zipfel des Unnennbaren. In solchen Stunden kommt Glanz auf uns herab: der dunkle Glanz der Erd-

beben, das glitschige Wunder des neuen Lebens, der strahlende Klang von Vinas Gesang.

Vina, zu der sogar völlig Fremde kamen, um ihrem Stern zu folgen, weil sie sich von ihrer Stimme Erlösung erhofften, von ihren großen, feuchten Augen, von ihrer Berührung. Wie kommt es, dass eine so explosive, ja sogar amoralische Frau von mehr als der Hälfte der Weltbevölkerung als Symbol, als Ideal betrachtet wurde? Denn sie war keineswegs ein Engel, glauben Sie mir, aber versuchen Sie das mal Don Ángel zu sagen. Vielleicht war es ja gut, dass sie nicht als Christin geboren war, sonst hätten die noch versucht, sie zur Heiligen erklären zu lassen. Unsere Liebe Frau von den Stadien, unsere Arena-Madonna, die den Massen wie Alexander der Große, als er seine Soldaten für den Krieg begeistern wollte, ihre Narben zeigte; unsere gipserne Nichtjungfrau, die blutige Tränen aus ihren Augen und heiße Musik aus ihrer Kehle rinnen lässt. Wenn wir uns von der Religion lösen, unserem uralten Opiat, gibt es unweigerlich Entzugserscheinungen, wird diese Apsara-Version zahlreiche Nebenwirkungen haben. Die Gewohnheit des Anbetens ist niemals leicht zu brechen. In den Museen sind die Räume mit Heiligenbildern voll gestopft. Es war uns schon immer lieber, wenn unsere Heiligen gemartert dargestellt wurden, mit Pfeilen gespickt, kopfüber gekreuzigt, wir brauchen sie gezeißelt und nackt, wir wollen sehen, wie ihre Schönheit langsam zerbricht, wollen ihre narzisstische Qual betrachten. Nicht trotz ihrer Fehler, sondern *wegen* ihrer Fehler verehren wir sie, bewundern wir ihre Schwächen, ihre Petitesse, ihre schlechten Ehen, ihren Drogenmissbrauch, ihre Gehässigkeit. Wenn wir uns in Vinas Spiegel betrachten und ihr vergeben haben, haben wir auch uns selbst vergeben. Sie hat uns durch ihre Sünden erlöst.

Mir ging es nicht anders. Ich habe sie immer gebraucht, um alles geradezubiegen: einen verhaueenen Job, einen Zacken aus

meiner Krone, eine davongelaufene Frau, die es geschafft hatte, mir mit ihren grausamen Worten unter die Haut zu dringen. Aber erst gegen das Ende ihres Lebens fand ich den Mut, sie um ihre Liebe zu bitten, um sie zu werben, und einen himmlischen Augenblick lang glaubte ich tatsächlich, sie Ormus' Fängen entreißen zu können. Dann starb sie und ließ mich mit einem Schmerz zurück, den nur sie mit ihrer magischen Berührung hätte lindern können. Aber sie war nicht mehr da, um mir die Stirn zu küssen und mir zu sagen, ist schon okay, Rai, du kleiner Lümmel, es geht vorbei, ich streiche meinen Hexenbalsam auf diese schlimmen, bösen Stiche, komm her zu Mama, und du wirst sehen, alles wird gut.

Dies ist es, was ich jetzt empfinde, wenn ich an Don Ángel Cruz denke, wie er in seiner zerbrechlichen Brennerei weinend vor ihr kniete: Neid. Und Eifersucht. *Ich wünschte, ich hätte das getan, hätte mein Herz geöffnet und um sie gebettelt, bevor es zu spät war, und auch Ich wünschte, ich hätte dich nicht berührt, du wimmernder, bankrotter Kapitalistenwurm mit deiner Piepsstimme.*

Wir alle wandten uns an sie, um Frieden zu finden, dabei hatte sie selbst keinen Frieden. Also habe ich mich entschlossen, hier in aller Öffentlichkeit aufzuschreiben, was ich ihr nicht mehr vertraulich ins Ohr flüstern kann: das heißt alles. Ich habe mich entschlossen, unsere Geschichte zu erzählen, ihre und meine und Ormus Camas, alles, bis ins letzte Detail; dann kann sie vielleicht hier, auf dieser Seite, in dieser Unterwelt der Tinte und der Lügen, eine Art Frieden finden, die Ruhe, die ihr das Leben versagt hat. Und nun stehe ich am Tor des Infernos der Sprache, vor mir einen bellenden Hund, einen wartenden Fährmann und unter der Zunge eine Münze für die Überfahrt.

»Ich war kein schlechter Mensch«, wimmerte Don Ángel Cruz. Okay, jetzt werde ich auch mal wimmern. Hör zu, Vina:

Ich bin auch kein schlechter Mensch. Obwohl ich, wie ich offen gestehe, ein Verräter an der Liebe war und als einziges Kind bisher noch kein Kind gezeugt habe, aber im Namen der Kunst die Bilder der Geschlagenen und der Toten gestohlen, getändelt und die Achseln gezuckt (um die Engel von meinen Schultern zu vertreiben, die über mich wachten) und noch weit schlimmere Dinge getan habe; dennoch sehe ich mich als Mann unter Männern, als einen Mann, wie Männer sind, nicht besser und nicht schlechter. Obwohl ich dazu verurteilt bin, von Insekten gestochen zu werden, habe ich nicht das verruchte Leben eines Bösewichts geführt. Verlass dich drauf: wirklich nicht.

Kennen Sie den vierten Gesang der *Georgica* des Barden von Mantua, P. Vergillus Maro? Ormus Camas Vater, der gestrenge Sir Darius Xerxes Cama, Klassizist und Honigfreund, kannte seinen Vergil, und durch ihn lernte auch ich etwas davon kennen. Sir Darius war natürlich ein Bewunderer des Aristaeus; Aristaeus, der erste Bienenzüchter der Weltliteratur, dessen unwillkommene Avancen die Dryade Eurydike dazu brachten, auf eine Schlange zu treten, woraufhin die Waldnymphe den Tod erlitt und die Berge weinten. Vergils Version der Orpheus-Geschichte ist außergewöhnlich: Er berichtet sie in sechsundsiebzig flammenden Zeilen, schreibt mit überwältigender Kraft, und dann lässt er Aristaeus in beiläufigen dreißig weiteren Zeilen sein rituelles Sühneopfer bringen, und damit hat sich's, Ende des Gesangs, kein Grund, noch länger über diese törichten, todgeweihten Liebenden zu trauern. Der eigentliche Held des Gesangs ist der Bienenzüchter, der ›arkadische Meister‹, Bewirker eines Wunders, weit größer als die Kunst des unglücklichen thrakischen Sängers, die nicht einmal seine Geliebte von den Toten zu erwecken vermochte. Das ist es, was Aristaeus vermochte: *Er konnte aus dem faulenden Kadaver einer Kuh spontan neue*

Bienen entstehen lassen. Er war »die himmlische Gabe des Honigs aus der Luft«.

Nun gut. Don Ángel konnte aus blauen Agaven Tequila machen. Und ich, Umeed Merchant, Fotograf, konnte spontan neue Bedeutungen aus den verwesenden Kadavern dessen schaffen, was sich tatsächlich abspielte. Ich besitze die teuflische Gabe, in gleichgültigen Augen Reaktionen auszulösen, Gefühle, vielleicht sogar Verständnis, indem ich die schweigenden Gesichter der Realität vor ihnen ausbreite. Auch ich bin korrumpiert, kein Mensch weiß besser als ich, wie unwiderruflich. Auch gibt es keine Opfer, die ich bringen, oder Götter, die ich versöhnlich stimmen könnte. Und dennoch bedeuten meine Namen ›Hoffnung‹ und ›Wille‹, und das zählt doch auch etwas, nicht wahr? Stimmt's, Vina?

Aber sicher, Baby. Sicher, Rai, mein Liebling. Es zählt.

Musik, Liebe, Tod. Irgendwie ein Dreieck; vielleicht sogar ein ewiges. Doch Aristaeus, der den Tod brachte, brachte auch Leben, ein bisschen wie der Gott Shiva damals, zu Hause. Nicht nur Tänzer, sondern sowohl Schöpfer als auch Zerstörer. Nicht nur von Bienen gestochen, sondern auch Schöpfer des Stiches der Bienen. So also Musik, Liebe und Leben-Tod: diese drei. Wie wir es früher ebenfalls waren. Ormus, Vina und ich. Wir ersparten einander nichts. Daher wird auch in dieser Geschichte nichts ausgelassen werden. Vina, ich muss dich verraten, damit ich dich endlich loslassen kann.

Lasst uns beginnen.

Melodien und Stille



Ormus Cama wurde in den frühen Stunden des 27. Mai 1937 in Bombay, Indien, geboren und begann nur wenige Minuten nach seiner Geburt mit beiden Händen seltsame, sehr schnelle Fingerbewegungen zu machen, die jeder Gitarrist als Akkordfolgen identifiziert hätte. Da nun aber zu jenen, die zu der von Gurrllauten begleiteten Bewunderung des Neugeborenen in der Privatklinik der Sisters of Maria Gratiaplana in der Altamount Road oder auch später in der Familienwohnung in Apollo Bunder geladen waren, kein Gitarrenspieler gehörte, wäre das Wunder möglicherweise niemals bemerkt worden, hätte es nicht eine einzelne Rolle 18-mm-Film gegeben, die am 17. Juni mit einer Paillard Bolex aufgenommen wurde, Eigentum meines Vaters, Mr. V. V. Merchant, eines begeisterten Schmalfilmamateurs. Der ›Vivvy-Film‹, als der er später bekannt wurde, überlebte glücklicherweise in akzeptablem Zustand, bis die neuen Computertechnologien es viele Jahre später ermöglichten, in digital vergrößerten Nahaufnahmen die Patschhändchen von Baby Ormus zu bewundern, wie sie in der leeren Luft Gitarre spielten und tonlos eine komplizierte Reihe von Monster-Riffs und Dizzy Licks mit einem Tempo und einem Gefühl hinlegten, auf welche die größten Routiniers des Instruments stolz gewesen wären.

Damals, am Anfang, war die Musik jedoch das Letzte, an das man dachte. Lady Spenta Cama, Ormus' Mutter, hatte in der fünfunddreißigsten Schwangerschaftswoche erfahren müssen, dass das Kind, das sie trug, im Mutterleib gestorben

war. Zu diesem späten Zeitpunkt hatte sie keine andere Wahl, als die ganze Qual der Wehen durchzustehen, und als sie den tot geborenen Körper von Ormus' älterem Bruder Gayo sah, seinen nichtidentischen, zweieiigen Zwilling Bruder, war sie so niedergeschlagen, dass sie fest daran glaubte, die unveränderte Bewegung in ihrem Leib sei ihr eigener Tod, der zur Welt gebracht werden wolle, damit sie sofort mit ihrem leblosen Kind wieder vereint werden konnte.

Bis zu diesem unglückseligen Moment war sie ein sanftmütiger Mensch gewesen, astigmatisch und endomorph, der zu einer gewissen kuhähnlichen Rotation des Unterkiefers neigte, die Sir Darius Xerxes Cama, ihr redegewandter, jähzorniger, launenhafter Ehemann, hoch gewachsen, ektomorph und unter dem roten Fez mit der Goldquaste überdimensional schnauzbärtig und mit stechenden Augen ausgestattet, häufig durchaus absichtlich für Dummheit hielt. Es war nicht Dummheit. Es war die Flügelschwere einer Seele, die ganz mit der geistigen Ebene beschäftigt ist, oder, genauer, einer Seele, die in ihrer alltäglichen Routine eine Möglichkeit fand, mit dem Göttlichen zu kommunizieren.

Lady Spenta Cama unterhielt sich mit den zwei Parsi-Engeln, den Amesha Spentas, von denen sie ihren Namen hatte: dem Engel Gute Gedanken, mit dem sie täglich morgens eine Stunde lang stumme Gespräche führte (sie weigerte sich hartnäckig, ihrem Ehemann oder einem anderen den Inhalt dieser Plaudereien mitzuteilen); und dem Engel Geordnete Redlichkeit, unter dessen Führung sie gewissenhaft und aufmerksam die Angelegenheiten des Haushalts erledigte, dessen Beaufsichtigung sie den größten Teil des Nachmittags kostete. Von den zahlreichen übernatürlichen Spentas waren es diese beiden, denen sie sich besonders wahlverwandt fühlte. Der Engel Vortrefflichkeit und der Engel Unsterblichkeit gingen weit über ihre Möglichkeiten hinaus, räumte sie beschei-

den ein, und was den Engel Perfekte Souveränität und den Engel Göttliche Frömmigkeit betraf, so wäre es unbescheiden gewesen, eine allzu enge Verbindung mit ihnen zu behaupten.

Das christliche und muslimische Konzept der Engel, pflegte sie zu prahlen, sei von diesen zoroastrischen Originalen ›abgeleitet‹ worden, genau wie die Teufel von ›unseren Daevas‹ abstammten; und so besitzergreifend war ihr Gefühl für, ihr Stolz auf den Parsi-Primat, dass sie von diesen bösen Mächten sprach, als seien sie ihre persönlichen Lieblinge oder eines aus der Vielzahl der Porzellannipsachen, die sie überall in der voll gestopften Apollo-Bunder-Wohnung der Camas verteilt hatte, jenes viel begehrten Bombay-Viertels mit den fünf hohen Fenstern, die weit auf das Meer hinausblickten. Immerhin war es verwunderlich, dass ein Mensch, dem die Tugend so nahe stand, sich so hemmungslos den Daevas Elend, Falscher Eindruck und Böse Gedanken hingab und lauthals Weh und Leid klagte.

»Arré, komm schon, holt mich, warum denn nicht, o Tod, dein Reich komme zu mir«, jammerte Lady Spenta. Die beiden imposanten Walküren an ihrem Bett krausten missbilligend die Stirn. Ute Schaapsteker, die Chefgynäkologin der Maria-Gratiaplana-Privatklinik (in den höheren Kreisen der Stadt als »Snooty Utie« oder auch »Sister Adolf« bekannt), machte eine Anzahl scharfer, warnender Bemerkungen über die Ungehörigkeit einer so frühen Sehnsucht nach dem Tod, der zu gegebener Zeit mit Sicherheit schon noch kommen werde, aber dann eben ungebeten. Ihre Gehilfin, die Hebamme Sister John, war zu jener Zeit noch jung, aber bereits auf dem besten Wege, zu jener dunklen Galeone der Wochenbettpflege zu werden, deren einschüchternde Strenge und deren Oberlippenmuttermal im Verlauf der folgenden fünfzig Jahre so manche Bombay-Entbindung überschatten sollten. »Frohe Botschaft von Glück und Freude!«, dröhnte sie sauertöpfisch.

»Denn IHM, dem Allmächtigen, hat es gefallen, die Seele dieses glücklichen Kindes zu ernten, als wäre es ein gesegnetes Reiskorn.« Dieses Duo hätte vermutlich noch eine ganze Weile so weitergemacht, hätte Lady Spenta nicht plötzlich in einem völlig veränderten, ja weitgehend verblüfften Ton ergänzt: »Starker Druck auf die Rückseite meines Geburtskanals, entweder muss ich gleich Stuhl ausscheiden, oder irgendein anderer *chokra* versucht ans Licht zu gelangen.«

Es war natürlich nicht der Tod gewesen, der sich in ihr regte. Auch drohten sich ihre Eingeweide nicht zu entleeren. Sondern sie gebar sehr schnell einen kleinen, aber gesunden Säugling, ein kleines, viereinhalb Pfund schweres Würmchen von einem Jungen, dessen Existenz bei Dr. Schaapstekers Untersuchungen sowohl während der Schwangerschaft als auch während der Wehen hinter dem größeren Körper seines Zwillingbruders verborgen geblieben war. Seltsamerweise hatten die Camas schon einmal zweieiige männliche Zwillinge bekommen, Khusro und Ardaviraf, überall nur als »Cyrus und Virus« bekannt, und inzwischen fünf Jahre alt. Sir Darius Xerxes Cama, der seine griechische Mythologie kannte, war mit der Neigung der Götter des Olymp vertraut, einen Säugling (Idas, Polydeuces) halb göttlicher Abstammung in einen Mutterleib zu senken, der sich gerade zur Geburt eines vollmenschlichen Kindes bereitmachte (Lynceus, Castor). Im Fall des frühreifen, vielfältig begabten Khusro – eines Knaben mit der unverfälschten Rücksichtslosigkeit eines wahren Helden – und des geistig schwerfälligen, sanften Ardaviraf hätten die alten Griechen keine Schwierigkeiten gehabt, das Kind mit dem göttlichen Vater zu identifizieren. In diesem zweiten Fall war vermutlich der tote Gayo das menschliche und der lebende Ormus das Kind mit dem Stammbaum und den Sehnsüchten der Unsterblichen. Also war es Sir Darius bestimmt, Vater eines Wechselbalgs und eines Leichnams zu

sein, ein eher wenig rühmliches Schicksal. Aber Gelehrsamkeit ist eines, Vaterschaft etwas anderes, und Sir Darius Xerxes Cama, der »Apollonier von Apollo Bunder«, war ein standhafter cantabrigianischer Rationalist und ein hervorragender Barrister, der im Middle Temple »seine Dinners eingenommen« und sein Leben infolgedessen dem geweiht hatte, was er, in einem absichtlich oxymoronischen Geistesblitz, »das Wunder der Vernunft« bezeichnete. Er dachte nicht daran, seine Vaterschaftsrechte an irgendeinen Gott, woher dieser auch kommen mochte, abzutreten, sondern ergriff die Zügel der Vaterpflichten und unterdrückte, streng, aber gerecht, all seine Kinder gleichermaßen.

Der lebende Säugling wurde von der stirnrunzelnden Sister John, der es schwerer fiel, eine Geburt zu feiern als eine ›Ernte‹, in den Inkubator gebracht. Der tote Säugling wurde entfernt (es gibt Anblicke, die zu viel für die Augen der Männer sind), und dann endlich wurde Sir Darius Xerxes Cama Zutritt zum Entbindungszimmer gewährt. Spenta hatte ein schlechtes Gewissen. »Im Augenblick seiner Geburt habe ich den Dienern der Lüge gestattet, Besitz von meiner Zunge zu ergreifen«, gestand sie. Sir Darius fand es schon lange schwierig, die diversen Manifestationen der buchstabengläubigen Religiosität seiner Frau zu bewältigen. Er tat sein Bestes, sein Unbehagen zu kaschieren, vermochte sich aber der Vorstellung nicht zu erwehren, wie die Zunge der Lady Spenta von kleinen, fledermausbeflügelten Kreaturen bearbeitet wurde, die von Angra Mainyu, auch bekannt als Ahriman, persönlich geschickt worden waren. Er schloss die Augen und erschauerte.

Lady Spenta sammelte neue Kraft. »Wessen Idee war es denn, den armen Jungen Gayo zu nennen?«, fragte sie und vergaß in der Hitze und der emotionalen Zwiespältigkeit des Augenblicks, dass es ihre eigene gewesen war. Ihr Ehemann,

zu höflich, um sie daran zu erinnern, senkte das Haupt und nahm die Schuld auf sich. Gayomart, der Erstgeschaffene, war in der Tat vor langer Zeit von Angra Mainyu getötet worden. »Eine *schlechte* Namenswahl!«, rief Lady Spenta und brach abermals in Tränen aus. Da Sir Darius Xerxes Cama das Haupt noch tiefer senkte, musste Lady Spenta das Wort schließlich an die Quaste auf dem Deckel seines Fez richten. Sie versetzte ihr einen Faustschlag. Der ein hohles Geräusch erzeugte. »Die einzige Möglichkeit zur Wiedergutmachung«, erklärte sie schluchzend, »besteht darin, dass der überlebende Knabe auf der Stelle den Namen Gottes erhält.«

Hormuz oder Ormazd, örtliche Versionen von Ahura Mazda, lauteten ihre Optionen, welche Sir Darius Xerxes Cama, der Klassizist, sofort zu Ormus latinisierte. Damit gab sich seine Frau zufrieden. Sie trocknete sich die Augen, und dann besuchte das Paar gemeinsam den Inkubatorraum, wo Ute Schaapesteker ihnen bestätigte, dass das Kind überleben werde. »Mein kleiner Ormie«, flötete Lady Spenta dem Winzling durch das Inkubatorglas zu. »Mein Zwergelchen. Jetzt bist du vor der Hölle sicher. Jetzt kann sich der Boden nicht mehr auftun und dich verschlingen.«

Nachdem Sir Darius von Snooty Utie im Hinblick auf die Überlebenschancen des kleinen Ormus beruhigt worden war, entschuldigte er sich, ging sogar so weit, seiner Frau einen Kuss zu geben, und eilte – für Lady Spentas Geschmack ein wenig zu hastig – davon, um Cricket zu spielen. Es war ein großes Match. In jenem Jahr war das alljährliche Viererturnier zwischen den Teams der Briten, Hindus, Muslims und Parsen zum Fünferturnier erweitert worden, und Sir Darius wurde auserwählt, für die Parsen gegen die Neuen anzutreten, die sich The Rest nannten, eine Elf aus den Reihen von Bombays

Christen, Anglo-Indern und Juden. Mit dreiundvierzig Jahren verfügte Sir Darius Xerxes Cama noch immer über die körperliche Kraft und göttergleiche Muskulatur eines Allroundsportshelden, Bodybuilders und ehemaligen Champions der Amateurringer. Seine eleganten linkshändigen Schläge waren immer noch sehr begehrt; sein ganz persönlicher Trick jedoch war ein bedächtig ausgeführter und deswegen beunruhigender, aber dennoch höchst wirkungsvoller, verzögert geschnittener Schlag. Und beim Bowling vermochte er immer noch ein gefährliches Tempo zu erreichen: Die »Donnerschläge des Darius« wurden die Würfe genannt. Als er nach den angstvollen Nachtstunden auf der Entbindungsstation den langen Mantel und hohen Fez des Parsi-Gentleman ablegte und in den weißen Dress schlüpfte, spürte er, wie sich seiner eine stolze Erleichterung bemächtigte. Jetzt war er endlich nicht mehr gezwungen, um die Zone weiblicher Geschäftigkeit herumzuschleichen! Jetzt war er ein entfesselter Tiger, und sein geradezu platzender Stolz darauf, Vater eines dritten Sohnes geworden zu sein, würde die Gegner sogleich in Form von tüchtigen Taten heimsuchen. Diese Verwandlung vom Bürger zum Sportler in der Zurückgezogenheit des Umkleidezeltens am Rand des großen Maidan war es, die Sir Darius von allen Ritualen des Lebens am meisten genoss. (Wenn er nach einem anstrengenden Tag der Juristerei Robe und Perücke des Anwalts ablegte und sein Schlagholz zur Hand nahm, fühlte er sich, als schlüpfte er in seine bessere Natur, in ein weit positiveres Ich von olympischer Kraft und Grazie.) Der Schlagmann, der mit ihm zusammen das Spiel eröffnete, ein schneidiger junger Draufgänger namens Homi Catrack, fragte ihn, ob er nach einer durchwachten Nacht noch spielen könne. »Pffft!«, machte Sir Darius und trat vor, um sich für seine Rasse zu schlagen. Auf dem Maidan wartete eine große, lärmende Menschenmenge auf ihn. Das Verhalten der Zuschauer

in Bombay hatte Sir Darius schon immer missfallen. Für ihn war es der einzige Makel an diesen sonst so wundervollen Tagen. Das Gejohle, das Gekreische, das Trompetengeschmetter, das Schlagen der Dhols, das ansteigende Skandieren, als ein Schrittmacher auf den Platz lief, die ohrenbetäubenden Sprechchöre, die Rufe der Imbissverkäufer, das brüllende Gelächter, kurz gesagt, der ununterbrochene Lärm schuf nach Sir Darius' Meinung eine recht unpassende Umgebung für die Ausübung der noblen Kunst dieses Spiels. Wenn die imperialen Oberherren des Landes dieses obszöne Verhalten der Bevölkerung sahen, konnten sie nur Enttäuschung über die fortgesetzte Rückständigkeit jener empfinden, über die sie seit so langer Zeit so weise geherrscht hatten. Als Sir Darius Xerxes Cama zum Schlagen hinaustrat, hätte er am liebsten laut gerufen: »Reißt euch zusammen! Zeigt, was ihr könnt! Die Briten beobachten uns.«

Es war ein ›schöner Tag‹, der Tag von Ormus Camas Geburt. Mit diesem alten Bombay-Ausdruck, längst schon aus der Mode gekommen, meinte man früher einen Tag, an dem eine unerwartete Wolkendecke erleichternde Abkühlung der Hitze brachte. Schulkinder bekamen ›schöner-Tag-frei‹, wie es in jenen fernen Tagen gelegentlich üblich war. Dieser spezielle schöne Tag jedoch stand unter einem schlechten Stern. Daevas, Dämonen, waren beschworen worden, und Missbilligung lag in der Luft. Bei den Schwestern der Maria-Gratiaplana-Privatklinik hatte Snooty Utie Schaapstekers Missbilligung von Lady Spentas Selbstmitleid zusammen mit Sir Darius' Missbilligung dessen, was er bei anderer Gelegenheit als »Aberglauben« seiner Gemahlin bezeichnet hätte, alles andere als eine festliche Stimmung erzeugt. Und auch hier, auf dem Cricketplatz, gab es unerwartete Äußerungen des Unmuts. Eine Schar aus Sympathisanten der Nationalisten war mit den verschiedensten ohrenbetäubenden Musikinstrumen-

ten aufgetaucht und ließ es sich vom Beginn des Spiels an nicht nehmen, die Konzentration der Spieler durch eine – in Sir Darius' Augen – besonders geschmacklose Art musikalischer Zwischenrufe zu stören.

»Seid nicht *wicket*«, skandierten die Zwischenrufer zum Schlagen der Trommeln und Schmettern der Trompeten, »verbietet kommunales Kricket!« Sir Darius Xerxes Cama wusste natürlich, dass Mahatma Gandhi und seine Anhänger das Fünferturnier als kommunalentzwehenden Rückschritt gebrandmarkt hatten, bei dem Männer von kolonialisierter Mentalität wie kleine Affen zur Belustigung der Briten Kunststücke vollführten und die Politik des Teile-und-Herrsche auf wenig hilfreiche Art und Weise förderten. Sir Darius war kein Unabhängigkeitsverfechter. Nationalisten! Er bezweifelte sehr, dass es klug wäre, die Regierung in Indien Männern mit so begrenztem Musikverständnis zu überlassen. Vor Mr. Gandhi persönlich hegte er zähneknirschenden Respekt, fand allerdings, wenn er den großen Mann in feinen Flanell stecken und ihm die Grundregeln des Spiels beibringen könnte, würde der Mahatma den Wert des Turniers für die Förderung des Wettbewerbsdenkens erkennen müssen, ohne das kein Volk seinen Platz in der vordersten Front der Weltgemeinschaft einnehmen konnte.

Als er die Aufstellungslinie erreichte, brüllte einer der Zwischenrufer: »Lady Daria ist am Spiel!« Sofort nahm ein beunruhigend großer Teil der Menge – vermutlich Christen, Anglos oder Juden, schnaubte Sir Darius missvergnügt – den beleidigenden Singsang auf. »Lady Cama, zeig uns ein Drama! Zeig uns einen Catch und sei ein Charmer!« Tuut, rassel, klirr. »Zeig uns ein Drama, Lady Cama!«

Jetzt erst entdeckte Sir Darius, dass seine eigenen Söhne, die fünfjährigen Zwillinge Cyrus und Virus, mit ihrer Aja ganz in der Nähe der nationalistischen Störenfriede auf dem

Rasen saßen, fröhlich grinsten und rundherum so aussahen, als hätten sie Spaß an den Kapriolen der Spielverderber. Den Schläger schwingend, ging er ein paar Schritte weit auf sie zu. »Khusro! Ardaviraf! Verschwindet!«, rief er. Die Knaben und ihre Aja konnten ihn bei dem Klamauk jedoch nicht verstehen und nahmen an, dass er ihnen zuwinkte. Alle zusammen winkten zurück. Die Störenfriede dagegen glaubten, er schwenke den Schläger gegen sie, und begannen vor Freude darüber, dass sie ihn so sehr provoziert hatten, ihre Anstrengungen zu verdoppeln. Die Musik ihrer vergnügten Feindseligkeit dröhnte ihm in den Ohren. Als Sir Darius Xerxes Cama sich dann zum Wurf bereitmachte, befand er sich in einem keineswegs perfekten Gemütszustand.

Mr. Aaron Abraham, der als Erster für The Rest werfen sollte, gelang es, dem neuen Ball unter den wolkenverhangenen Wetterbedingungen einen beunruhigenden Schwung zu verleihen. Sir Darius konnte von Glück sagen, dass er die ersten drei Würfe überstand. Als sie sahen, wie er sich abmühte, wurde die nationalistische Claque sogar noch lauter. Klirr, rassel, tuut. Die Trommler und Trompeter improvisierten eine Melodie, und dann sangen seine Quälgeister immer wieder: »Lady Daria, hau in den Sack, spiel einfach *duck* und mach quak, quak.« Und gleich darauf kam eine leicht abgeänderte, aber offenbar äußerst beliebte Variation: »Lady Donald, make a duck.«

Sir Darius schritt über das Feld, um mit seinem Partner zu sprechen. »Quak haben die gesagt?«, schäumte er und ließ seinen Schläger sausen. »Ich werd ihnen quak geben, aber wer ist dieser Donald?« Noch während er die Frage stellte, fiel ihm jedoch ein, dass er erst kürzlich mit den Zwillingen im Filmtheater gewesen war, um Chaplins *Modern Times* zu sehen, einen Film, den Sir Darius bewunderte – unter anderem dafür, dass er ›stumm‹ war. Im Beiprogramm hatten sie einen

kurzen Zeichentrickfilm gesehen, *Orphan's Benefit*, mit einem neuen, anarchisch gewalttätigen, grässlich lautstarken Antihelden mit Schwimmfüßen. Sir Darius fasste Mut. »Donald – ach ja?«, brüllte er. »Ha! Ha! Ha! Ich werd sie schon zur Ente machen, diese verdammten Kerle da!«

Homi Catrack versuchte vergebens, ihn zu beruhigen. »Hören Sie doch nicht auf diese Proleten! Spielen Sie sich ein; dann werden wir's ihnen schon zeigen.« Aber Sir Darius hatte den Kopf verloren. Der vierte Wurf von Aaron Abraham war sehr locker, sehr leicht zu treffen, und Sir Darius nutzte die Chance. Mit aller Kraft holte er aus, und es kann keinerlei Zweifel daran bestehen, dass er versuchte, mit dem Ball direkt auf die Gruppe der störenden nationalistischen Musikanten zu zielen. Später, in den Klauen einer unstillbaren Zerknirschung, räumte er ein, dass seine verletzte Eitelkeit schlichtweg die Oberhand über die väterliche Vorsicht gewonnen hatte, die doch für ihn das allererste Gebot hätte sein müssen, aber da war es zu spät: Der Kricketball sauste mit Höchstgeschwindigkeit auf die Feldgrenze zu und konnte nicht mehr zurückgeholt werden.

Der Ball würde die Störer nicht treffen, und es gab keine Möglichkeit, seine Bahn zu verändern, doch zahlreiche Zuschauer warfen sich zur Seite, denn er flog mit einer wahrhaft beängstigenden Geschwindigkeit, und dort, mitten in seiner Bahn, sprangen Sir Darius Xerxes Camas nichtidentische Zwillingssöhne auf, um dem großartigen Schlag ihres Vaters Beifall zu spenden – furchtlos, denn wie könnte ihr geliebter Vater einem von ihnen auch nur den geringsten Schaden zufügen wollen?

Ganz zweifellos war die verzögerte Reaktion der Aja zum Teil für den Unfall verantwortlich, doch von dem Augenblick an, da er sah, was gleich geschehen musste, gab Sir Darius nie einem anderen die Schuld daran als sich selbst. So laut er

konnte, brüllte er eine Warnung hinaus, aber die Trommeln und Trompeten waren lauter als seine Stimme, die Musik hinderte ihn daran, Alarm zu schlagen, und einen Augenblick später wurde der süße, träge Ardaviraf Cama von dem sausen- den Kricketball mitten zwischen die Augen getroffen und fiel um, als wäre er aus Holz, ein Klotz.

Vermutlich im selben Moment, als die Geschichte der Familie Cama durch diese grausame, zusätzliche Zeile, die Flugbahn eines roten Kricketballs vom Schläger des Vaters zur Stirn seines Sohnes, eine ganz neue Wende nahm, begegneten sich in der Privatklinik der Sisters of Maria Gratiaplana zum ersten Mal meine Eltern.

Wenn es um die Liebe geht, dann ist nicht vorauszusehen, was sich die Menschen einbilden. Trotz aller Beweise dafür, dass das Leben nicht ewig währt, dass es ein Tal voller Risse ist und dass der Zufall eine Hauptrolle in unserem Schick- sal spielt, glauben wir weiterhin fest an die Kontinuität der Dinge, an Ursache und Bedeutung. Aber wir leben auf einem zersprungenen Spiegel, auf dem tagtäglich neue Risse entste- hen. Manche Menschen (wie Virus Cama) fallen durch diese Risse und gehen verloren. Oder sie werden, wie meine Eltern, einander vom Zufall in die Arme geworfen und verlieben sich. In direktem Gegensatz zu ihrer vorherrschend rationalen Le- bensphilosophie jedoch haben meine Eltern immer daran ge- glaubt, vom Schicksal zusammengebracht worden zu sein, das so fest entschlossen war, sie zu vereinen, dass es sich in nicht weniger als viererlei Gestalt manifestierte, das heißt: in gesell- schaftlicher, genealogischer, gastronomischer und jener der Sister John.

Sie waren beide gekommen, Lady Spenta Cama zu besu- chen, und hatten sich beide in unpassende Trauerfarben geklei-

det, denn sie hatten noch nichts von der Geburt des kleinen Ormus gehört und wollten aus reiner Freundschaft versuchen, Lady Spenta zu trösten, welche schließlich das furchtbare Erlebnis einer Totgeburt hinter sich hatte. Meine Eltern waren um eine Generation jünger als Sir Darius und Lady Spenta und beide relativ neue Freunde der Familie. Zwischen den beiden Herren hatte sich eine seltsame Freundschaft entwickelt, weil sie in der Stadt Bombay als solche ein gemeinsames Thema entdeckt hatten; Bombay, diese große Schöpfung einer Metropole durch die Briten, deren erster Chronist im Laufe der Zeit mein Vater werden sollte, der aus England zurückgekehrte und begeisterte Heimatgeschichtler V. V. Merchant (und bald schon schüchterne *auteur* eines später gefeierten Home-Movies). Sir Darius Xerxes Cama, für seine Verdienste um die ›Indische Bar‹, die Anwaltschaft, mit dem Titel eines Baronets geehrt, pflegte oft laut lachend zu behaupten, auch er sei eine große hauptstädtische Schöpfung der Briten und stolz darauf. »Wenn Sie die Geschichte dieser Stadt schreiben, Merchant«, dröhnte er eines Abends im Clubhaus bei einem Abendessen aus Mulligatawny und Butterfisch, »werden Sie möglicherweise feststellen, dass es meine persönliche Autobiographie ist, die Sie da niedergeschrieben haben.« Was dagegen meine Mutter betrifft, so hatte sie Lady Spenta Cama bei den Zusammenkünften der Literaturgesellschaft von Bombay kennen gelernt. Lady Spenta war zwar die unbelesenste aller Frauen, doch ihre freundlich-gelassene Unbekümmertheit angesichts ihrer nahezu himalayahohen Ignoranz weckte in der jüngeren (und unendlich intelligenteren) Ameer eine Art belustigter Ehrfurcht, die sich – hätten die Ereignisse einen anderen Lauf genommen – vielleicht zu einer Freundschaft entwickelt hätte.

Im Wartezimmer der Privatklinik, umgeben von den strahlenden Verwandten der männlichen Säuglinge und den ent-

schlossen glücklichen Verwandten der weiblichen Neugeborenen, waren meine zukünftigen Eltern ein seltsames Paar: er mit dunklem Anzug und Trauermiene, sie in einem schlichten weißen Sari, ohne jeden Schmuck und mit nur wenig Make-up. (Viele Jahre später vertraute sie mir an: »Ich war der Liebe deines Vaters immer sicher, denn als er sich in mich verliebte, sah ich weniger anziehend aus als ein Wasserbüffel.«) Da sie die einzigen Trauernden an einem Ort der Freude waren, konnte es nur natürlich sein, dass sie aufeinander zugingen und sich gegenseitig vorstellten.

Beide fühlten sich vermutlich nicht besonders wohl bei dem Gedanken, Lady Spenta und Sir Darius in einem Moment gegenüberzutreten, von dem sie glaubten, dass es ein Augenblick tiefer Trauer sei. Aufgrund einer würgenden emotionalen Sprachlosigkeit, die es ihm schwer machte, der Außenwelt die großen, tiefen Gefühle in seiner Brust mitzuteilen, und einem weltfremden Temperament, das ihn veranlasste, die muffige Atmosphäre von Archiven dem unergründlichen Chaos des Lebens in Bombay vorzuziehen, war mein weicherziger Vater vermutlich von einem Fuß auf den anderen getreten und hatte sein schiefzahniges Lächeln aufgesetzt. Ameer, meine Mutter – nach ihrer späteren ironischen Selbsteinschätzung »reich durch Namen und richtiges Geld in der Familie« –, fühlte sich vermutlich auch nicht recht wohl, denn ihr kamen weder Beileidsworte noch Gratulationen leicht über die Lippen. Ich will nicht etwa sagen, dass sie gefühlskalt war; ganz im Gegenteil. Meine Mutter war eine enttäuschte Altruistin, eine zornige Frau, die auf die Erde herabkam, weil sie dort einen besseren Ort erwartete, im Schoß des Luxus landete und sich nie von der desillusionierenden Entdeckung erholte, dass nicht angenehme Freude, sondern elendes Leiden das normale Los der Menschen war. Weder ihre Philanthropie noch ihre Temperamentsausbrüche waren geeignet – obwohl sie beide

beeindruckend waren –, ihre Enttäuschung von diesem Planeten und ihrer eigenen Spezies zu besänftigen. Ihre Reaktionen auf Geburt und Tod, geformt von dem Gefühl, vom ganzen Kosmos im Stich gelassen worden zu sein, mochten für das ungeübte Ohr, nun ja, ein wenig zynisch klingen. Oder auch, um ehrlich zu sein, herzlos, brutal und tödlich offensiv. *Totes Baby? Was soll man sonst schon erwarten? Jedenfalls ist er dem Schlimmsten entgangen. Lebendes Baby? Armes Kerlchen. Was wird der bloß alles durchmachen müssen!* Das war so ihre Art.

Bevor sie jedoch eine derartige Äußerung tun und sich damit die Liebe meines zukünftigen Vaters für immer verscherzen konnte, wurde sie durch eine verblüffende Entdeckung daran gehindert, und von da an lief die Geschichte wie ein Eisenbahnzug, der durch eine unvermittelte Weichenstellung auf ein anderes Gleis geführt wird, auf einer ganz neuen Spur weiter.

»Ich bin Merchant«, stellte sich mein Vater vor. »Wie Vijay, aber nicht verwandt, obwohl ich ebenfalls V. bin. Ja, sogar V. V.« Ameer krauste die Stirn – nicht, weil sie nicht wusste, dass Vijay Merchant ein aufsteigender Stern des indischen Krickets war, sondern ...

»Wie können Sie ›Merchant‹ sein?«, entgegnete sie. »Sie können nicht ›Merchant‹ sein. Ich ...«, nachdrücklich tippte sie sich auf die Brust, »*ich* bin Merchant. Ameer.«

»Sie?« (Verwirrt.)

»Ich.« (Nachdrücklich.)

»Sind Merchant?« (Kopfschüttelnd.)

»A. Merchant. Miss.« (Achselzuckend.)

»Dann sind wir beide Merchants«, stellte V. V. verwundert fest.

»Seien Sie nicht albern«, gab Ameer zurück.

Jetzt ließ V. V. Merchant einen langen Redestrom los. »Bis zur Zeit meines Großvaters waren wir Shettys oder Shettias

oder Sheths. Er anglisierte den Namen, standardisierte ihn. Außerdem konvertierte er. Wurde so eine Art schlechter Moslem. Streng nichtpraktizierend, wie wir es alle geblieben sind. Warum dann die Mühe?, werden Sie fragen. Worauf ich antworte: Warum nicht?«

»Sheths, sagen Sie?«, sinnierte Ameer, beim Thema bleibend.

»Und jetzt Merchant.«

»Dann *sind* Sie tatsächlich ein Merchant«, räumte sie ein.

»Zu Ihren Diensten.«

»Aber nicht verwandt.«

»Unglücklicherweise nicht.«

Im Verlauf des oben geschilderten Gesprächs war meine Mutter zu einer wichtigen, wenn auch noch provisorischen Entscheidung gelangt. Unter V. V. Merchants Schüchternheit und hinter seinen schiefen Zähnen hatte sie das Vorhandensein einer großen Seele erspäht, einer Seele von tiefster Beständigkeit, einen Felsen, auf den sie, wie sie später blasphemisch zu verkünden beliebte, ihre Kirche bauen konnte. Daher erklärte sie tollkühn und in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ: »Zwischen einem Merchant und einem anderen Merchant gibt es keinen Mittelweg. Entweder müssen wir eingeschworene Rivalen sein, oder wir müssen uns als Partner zusammentun.«

Mein Vater errötete – so tief, dass seine zerzausten und jetzt schon schütter werdenden Haare vor Wonne zu beben begannen.

Was gesellschaftliche Umstände in Gang setzten und nomenklatorische Zufälle förderten, wurde durch die tröstlichen Geschenke, die sie beide für Lady Spenta mitgebracht hatten, weiter konsolidiert. Voll Überraschung sah Mr. V. V. Merchant die kleine Tragetasche in Miss Ameer Merchants Hand; nicht weniger überrascht bemerkte Miss Ameer Merchant, dass

Mr. V. V. Merchant eine absolut identische Tragetasche hielt. Auf beiden Taschen stand deutlich lesbar der Name eines gewissen hoch geachteten Lebensmittelgeschäfts in der Nähe der Kemp's Corner, und beide Tragetaschen bargen identische Glasbehälter.

»Honig«, erklärte V. V. Merchant, »Honig aus dem Kaschmiral. Um sie an die Süße des Lebens zu erinnern.«

»Wie kann es Kaschmir-Honig sein?«, rief Ameer aus. »Das *hier* ist Kaschmir-Honig.«

Sie zeigte ihm ihr Glas; er zeigte ihr das seine. Sie wollte ihm zürnen, stattdessen brach sie in Lachen aus. Mein Vater lachte ebenfalls.

Die fleißige Arbeit der fernen Bienen hatte den Pfad der Liebe bereitet.

Schließlich – und krampfhaft – zeigte sich die Inkarnation ihres Schicksals als eine zornige Nonne, denn in diesem Moment sahen sie sich mit der gestrengen, voluminösen Gegenwart einer Frau mit einer Penumbra wie eine teilweise Sonnenfinsternis konfrontiert. »Ja?«, blaffte Sister John so schroff, dass sie die ohnehin schon belustigten Merchants damit in einen heftigen Kicheranfall stürzte. »Wir«, erklärte V. V. Merchant, der sich die Seiten hielt, »sind gekommen, um Lady Spenta Cama bei ihrem tragischen Verlust beizustehen.«

»Eine furchtbare Geschichte«, klagte meine Mutter, während sie sich die Lachtränen wegwischte. »Die Geburt eines toten Kindes.«

»Hütet euch!«, warnte Sister John mit einer Stimme wie das Letzte Gericht. »Sonst könntet ihr für eure Sünden in der Hölle brennen!« Im Wartezimmer wurde es totenstill. Die beiden Merchants, von der Warnung der Hebamme tief getroffen, rückten instinktiv dichter zusammen: schlossen die Reihen. Eine Hand (seine, ihre) streifte eine andere Hand (ihre, seine). In den darauf folgenden Jahren stritten sie sich immer wieder

wonnevoll darüber, wer den ersten Schritt getan hatte, wessen Finger nach denen des anderen gegriffen, wer der Greifer und wer der Gegriffene gewesen war. Was allerdings unbestritten war – ›dreist‹ und ›locker‹ müsste man dieses Vorgehen wohl beschreiben –, ist die Tatsache, dass Sister John ihre Hände zusammengab, die von da an kaum mehr getrennt wurden. Bis sie, viele Jahre später, von einer dritten Partei entflochten wurden. Von einer Art Liebhaberin, jawohl, oder wenigstens Geliebter. Einer alten Dame, die nicht mal ein menschliches Wesen war. Ich meine damit die Stadt Bombay selbst.

»Wie dem auch sei«, setzte Sister John achselzuckend hinzu, »es gibt immerhin auch eine Geburt.«

Durch Sister John erhielten die beiden Merchants nunmehr die Nachricht von der unerwarteten Ankunft eines lebenden Kindes, die niemand so recht zu feiern wusste, weil diese Geburt so eng mit der Tragödie von Gayomart Cama verbunden war, dessen Leben beendet war, bevor es begann. In Abwesenheit von Sir Darius hatte die Nonne zu bestimmen und stellte sich meinen Eltern in den Weg. »Lady Spenta ruht. Kommen Sie später.« Nach langen Überredungsversuchen erklärte sich diese kämpferische Fregatte von Hebamme endlich bereit, Vivvy und Ameer den winzigen, jedoch unzweifelhaft mit den Fingern zuckenden Säugling Ormus in seinem beleuchteten Glasinkubator zu zeigen, wo er, ein Knie angezogen, auf dem Rücken lag, ganz und gar nicht wie ein Gott, sondern mit einem kleinen dunkelroten Bluterguss auf dem linken Augapfel, der aussah wie der Schatten eines Augapfels. Als meine Mutter ihn in diesem hellen Kasten sah, sagte sie unwillkürlich: »Der kleine Däumling sieht in diesem Glassarg viel eher aus wie Schneewittchen.«

Woraufhin ein zweifaches, hörbares Atemanhalten ihr

sagte, dass dieser unglücklich gewählte Vergleich nicht nur Sister John, sondern auch Lady Spenta Cama selbst schockiert hatte – Lady Spenta, die sich erhoben hatte, um ihre Besucher zu begrüßen, und hinter sie getreten war, um von diesem eiskalten verbalen Wasserstrahl direkt zwischen die Augen getroffen zu werden. »Oh«, rief Lady Spenta, die vor Schreck blinzelte, wie angewurzelt stehen blieb und ihre lockere Kinnlade rotieren ließ. »Ein Sarg, haben Sie gesagt? O weh, O weh! Eine böse Fee ist gekommen, um mein armes Kind zu verfluchen!«

Unbeholfen versuchte mein Vater sie zu beruhigen, aber es war zu spät. Zu spät, diesen gar nicht so schönen Tag zu retten.

Ich wiederhole: Bis zum Tag von Ormus' Geburt war Lady Spenta Cama von einem fast übernatürlich sanften Gemüt gewesen. Die neue Heftigkeit ihrer Formulierungen war daher ein Hinweis auf die unglückselige, transformatorische Natur dieses Moments. Von jener Zeit an veränderte sich ihre Persönlichkeit; sie wurde nervös, unruhig, leicht erregbar. Außerdem vermochte Spenta, nachdem sie den so genannten Fluch meiner Mutter mit angehört hatte, ihren verfluchten Sohn nicht mehr so sehr zu lieben, wie er es verdiente. Stattdessen scheute sie vor ihm zurück, als trage er eine ansteckende Krankheit.

Dank der Ratty-and-Mole-Zuneigung zwischen Sir Darius Cama und V. V. Merchant – der Ältere ein auffallender Bon vivant und Sportsmann im eleganten Blazer, der Jüngere eine der dunkleren Wühlmäuse des Lebens – gab es drei Wochen später die Chance zur Wiedergutmachung, die auch sofort ergriffen wurde. Ameer und Vivvy waren inzwischen unzertrennlich geworden. Arm in Arm begaben sie sich zur Apollo-Bunder-Wohnung. V. V. Merchant nahm seine Paillard Bolex mit, filmte den Säugling Ormus in seiner Wiege und brachte Lady Spenta den Film als Friedensangebot, das sie, äußerlich

wieder zu ihrem gewohnten Gleichmut zurückgekehrt, bereitwillig akzeptierte. Dennoch kamen sich meine und Ormus' Mutter nie wirklich nahe.

Aber ich darf meiner Geschichte nicht zu weit vorgreifen.

Nach Miss Ameer Merchants unbeabsichtigtem Fauxpas führte mein Vater meine gereizte, jedoch keineswegs verlegene Mutter davon. Während Lady Spenta Cama, rasend vor Aberglauben, ins Bett zurückkehrte. Der Geburtstag ihres Sohnes Ormus, ohnehin schon ein zwiespältiges Ereignis, war mit einem weiteren Makel behaftet worden, als Ameer das Bild des Todes im Glassarg heraufbeschwor. Und als Sister John ihr kurz darauf bekümmert die Nachricht brachte, dass Sir Darius Xerxes Cama den ganzen Weg vom Cricketmatch auf dem Oval Maidan bis zur Notaufnahme der Parsi-Entbindungsanstalt, den leblosen Körper seines Sohnes Virus auf den Armen, im Laufschrift zurückgelegt hatte, geriet Lady Spentas Geisteszustand für eine Weile außer Kontrolle.

Ardaviraf Cama kam wenige Stunden später auf der Intensivstation wieder zu Bewusstsein und schien keinen schlimmeren Schaden davongetragen zu haben als eine Gehirnerschütterung und eine vorübergehende Doppelsichtigkeit. Dass er nur höchst ungern sprach, wurde von den Ärzten dem Schock zugeschrieben. Bald schon wurde es jedoch deutlich, dass sein Verstand gelitten hatte. Er hörte gänzlich auf zu sprechen und antwortete auf Fragen mit einem langsamen, traurigen Nicken oder einem melancholischen Kopfschütteln. (Nach und nach hörten jedoch selbst diese Gesten auf, und Virus zog sich in ein teilnahmsloses Schweigen zurück, aus dem er nie wieder auftauchen sollte. Als wäre er zur Fotografie seiner selbst geworden. Als wäre er ein Film, ein *talkie*, dem unerklärlicherweise der Soundtrack abhanden gekommen war,

zurückgekehrt in die Zeit vor dem Tonfilm, doch ohne Hinzufügen von Untertiteln oder Klavierbegleitung. Als hätte der irregeleitete Schlag des Vaters seinen Glauben an alle Väter, sein Vertrauen in das Vertrauen selbst so schwer erschüttert, dass nur noch ein endgültiges In-sich-gekehrt-Sein half.)

Obwohl er nicht sprechen wollte, reagierte er auf einfache Bitten und Befehle. Wenn man ihm sagte, das Essen stehe auf dem Tisch, setzte er sich schweigend hin und aß. Wenn man erklärte, es sei jetzt Schlafenszeit, ging er wortlos auf sein Zimmer und legte sich mit dem Gesicht zur Wand ins Bett. Es dauerte nicht lange, bis die besten Mediziner der Stadt erklärten, dass sie ihm nicht mehr helfen könnten. Er kehrte an seine alte Cathedral School zurück, wo er während des Unterrichts genauso an seinem Pult saß wie zuvor, doch ohne sich jemals zum Sprechen zu melden und ohne die Lehrer einer Antwort auf ihre Fragen zu würdigen. Nach einer anfänglichen Phase der Gewöhnung akzeptierte die Schule den neuen Stand der Dinge. Virus war immer ein langsames Kind gewesen; jetzt war er sogar noch langsamer geworden, aber die Lehrer waren bereit, ihn bleiben und zuhören zu lassen, weil sie hofften, sein Zustand werde sich im Laufe der Zeit bessern.

Außerdem wurde deutlich, dass Virus nicht mehr an irgendwelchen Spielen teilnehmen wollte. In der Schule saß er während der Pausen mit gekreuzten Beinen in einer Ecke des Schulhofgevierts – mit dem Ausdruck perfekter, meditativer Gelassenheit auf dem Gesicht, ohne sich um den Radau rings um ihn herum zu kümmern. Als er heranwuchs, hielt er sich wortlos von jeder sportlichen Aktivität fern, von Rasenhockey ebenso wie von Cricket und Leichtathletik. Das war das Jahr, in dem der Maharaja von Patiala Zeit fand, zwischen seinen verschiedenen außerehelichen Liaisons das große Brabourne Stadium zu eröffnen, und gleich danach wurde der Schulsporttag an dieser erhabenen Stätte abgehalten. Am Sporttag blieb

Virus jedoch mit seiner gewohnten stillen, geistesabwesenden Miene einfach im Bett, und niemand hatte das Herz, ihn zum Verlassen des Hauses zu zwingen. Wenn die Schule aus war, versuchte sein Zwillingsbruder Cyrus mit seinen Freunden oft, aber erfolglos, ihn in ihre Straßenspiele Seven-Tiles oder Gilli-Danda hineinzuziehen. Sogar Brett- und Kartenspiele wurden aus Virus' Leben verbannt: Karambolage und Rommé, Totopoly und Happy Families, Chinesisch Dame und Snap. Er lebte in den Mysterien des inneren Raums und hatte keine Zeit zum Spielen.

Angesichts eines Kindes, das im Alter von fünf Jahren beschlossen hatte, auf alle kindlichen Dinge zu verzichten, bestrafte sich Sir Darius Xerxes Cama selbst, indem er endgültig sein geliebtes Cricket aufgab; sowie seine etwas geringeren Lieben Ringen, Fechten, Schwimmen und Squash. Und weil er außer sich selbst der Musik die Schuld an diesem Unfall gab, wurde ab sofort Musik jeglicher Art aus der Wohnung der Camas verbannt, und zwar ohne Hoffnung auf Wiederkehr. Sir Darius verkaufte die Musiktruhe, zerbrach alle Schallplatten seiner Sammlung, und wenn während der Heiratssaison lärmende Festzüge auf dem Weg zum Empfang im Tal durch Apollo Bunder marschierten, hastete er hektisch in den Zimmern umher und knallte alle Fenster zu, als wolle er die Gesänge der Hochzeitsgäste aussperren. Cyrus und Virus hatten begonnen, Unterricht am Klavier und der indischen Flöte zu nehmen: Er wurde eingestellt. Der Lehrer wurde entlassen, der Stutzflügel im Salon verschlossen. Auf Bitten ihres Ehemanns legte Lady Spenta Cama den Schlüssel in ein Silbermedaillon, das sie viele Jahre lang um den Hals trug.

Virus' Schweigen wurde vertraut, ja angenehm. Wie Sir Darius feststellte, war er sogar erleichtert, dass sein leidender Sohn die Ruhe am Frühstückstisch niemals durch Gott weiß welche sinnlosen, kindlichen Bemerkungen störte. Sein

Schweigen besaß *gravitas*. Es war, entschied Sir Darius, beredt. Die Geschichte nahm den falschen Weg. Virus' Schweigen begann wie eine große Verweigerung auszusehen. Inzwischen war der Wagen der Unabhängigkeit in Bewegung geraten – der Unabhängigkeit, deren Horde von Hooligan-Anhängern Sir Darius dazu gebracht hatte, sein eigenes Kind zu verletzen! –, und der *Pax Britannica* würde binnen kurzem ein Ende gemacht werden. »Schlimme Zeiten stehen uns bevor«, pflegte Sir Darius nun zu sagen. »Zu viele Leute schleudern zu viele Worte, und am Ende werden sich diese Worte in Kugeln und Steine verwandeln. Ardavirafs Schweigen spricht für uns alle, die wir die Macht dieser metamorphen Worte fürchten.«

So kam es, dass Sir Darius Xerxes Cama sich selbst nahezu überzeigte, die Stummheit seines Sohnes Virus sei in Wirklichkeit eine Art sublimierte Sprache. Das bewirkte, dass er sich ein wenig wohler fühlte, seltsamerweise jedoch gebar seine gegen die Musik gerichtete Rhetorik, während er sich von wenigstens einem Teil der Schuld freisprach, weitere Extreme. Er begann, der Musik die Verantwortung für alle Übel der Welt zuzuschreiben, und behauptete, angetrunken, sogar, dass alle Musiker ausgelöscht, wie eine Seuche ausgerottet werden müssten. Die Musik sei ein Virus, eine Infektion, und Musikliebhaber seien jenen globetrottenden, sexuell unmoralischen Personen vergleichbar, deren unaussprechliche Aktivitäten Ursache der weltweiten Verbreitung der Syphilis gewesen seien. Sie seien krank, und es sei Virus Cama mit seinem würdevollen Schweigen, der hier der Gesunde sei.

Nach Virus' Rückzug in tiefes Schweigen vollzog Lady Spenta ihrerseits auch einen Rückzug, und zwar in jene spirituelle Welt, die ihr jetzt mehr denn je ein besserer Ort zu sein schien als unsere eigene. »Ich weiß, wohin mein Sohn gegangen ist«,

verkündete sie ihrem Gatten in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ. »Er hat auf der Reise seiner Seele die Chinvat-Brücke überquert. Und wir müssen seinen Körper schützen, bis seine Seele wiederkehrt.« Mit Hilfe ihres Verbündeten, des Engels Geordnete Rechtschaffenheit, widmete sie sich von nun an dieser Aufgabe, badete Virus' Körper in der Wanne, als sei er ein Baby, und fütterte ihn bei den Mahlzeiten mit dem Löffel, als wisse er die eigenen Hände nicht zu benutzen. »Er braucht all seine Kräfte für seine Reise durch die Anderwelt«, erklärte sie. »Deswegen müssen wir ihm jede weltliche Anstrengung ersparen.« Virus Cama unterwarf sich all ihren Anwendungen mit passiver Ruhe und zeigte weder Vergnügen noch Missvergnügen. Und auch Sir Darius brachte es, angesichts der schweren Bürde seiner Schuld, nicht über sich, Einspruch zu erheben.

Das Baden und Füttern von Baby Ormus jedoch wurde den Hausangestellten überlassen.

Virus Cama war nach einem zoroastrischen Mystiker genannt worden, der irgendwann zwischen dem dritten und dem siebten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung gelebt und einen detaillierten Bericht der Reise hinterlassen hatte, auf die nach Lady Spentas Überzeugung auch ihr Sohn gegangen war. Wenn sie Recht hatte, dann wurde Virus Cama auf der Chinvat-Brücke in die Welt der Geister zunächst Zeuge der Begegnung einer toten Seele mit der Inkarnation seiner eigenen guten Taten, einem wunderschönen Mädchen, dessen riesige Brüste sich »abwärts wölbten, welches für Herz und Seele bezaubernd ist«, und wurde dann vom Engel Göttliche Ergebenheit und dem Engel Flammendes Feuer der Gedanken durch den Limbus der Ewigen Stille, diese grandiose Region, geleitet, in der jene, die gleich gut und gleich sündig waren, in Statuen verwandelt wurden, den Ort der Sterne und des Mondes, wo jene landeten, die unfrohm, ansonsten aber

gut waren, und an höheren Ebenen der Tugend und des Strahlens vorbei bis in das reine Licht des Ahura Mazda selbst; von dort aus hatte er – denn dies war eine Reise in die entgegengesetzte Richtung derjenigen des Dante – einen guten Blick auf die Hölle, wo Schlangen in die Arschlöcher der Menschen eindringen, um aus dem Mund wieder hervorzukriechen, etc. Ihm würde die außergewöhnliche Konzentration auf die weibliche Brust aufgefallen sein sowie auf die Exkreme und die wilde Lust, mit der die Legionen der Sünder von abstoßenden Untieren benagt wurden. Ehebrecherinnen wurden an ihren Brüsten aufgehängt oder gezwungen, ihre Brüste mit eisernen Kämmen aufzureißen; Frauen, die ihre Kinder nicht gestillt hatten, mussten sich mit ihren Brüsten in felsige Hügel hineingraben. Urinieren im Stehen wurde besonders hart bestraft, und Frauen, die sich während der Menstruation in der Nähe von Feuer oder Wasser bewegten, wurden gezwungen, eine Schale nach der anderen voll männlicher Pisse und Scheiße zu essen.

So ist es kaum zu verwundern, dass Lady Spenta, die ihren Ardaviraf auf den Spuren seines Namensgebers währte, von der Aufgabe besessen war, ihn sauber zu halten und ihn aus weniger widerlich gefüllten Schalen zu füttern.

Je länger Virus Camas Schweigen währte, desto verzweifelter wurde Lady Spenta. So fest glaubte sie inzwischen an die Phantasie von der Reise ihres Sohnes, von der er unbedingt zurückkehren musste, dass dieser Glaube sie zu verschlingen begann, als sei sie selbst die Seele, welche die Chinvat-Brücke überquerte, um große und grässliche Dinge zu sehen, dem hängebusigen Beweis für ihre guten Taten zu begegnen und die schwärenden Manifestationen ihrer Sünden zu entdecken. Wenn sie nicht mit Virus und seinen Bedürfnissen beschäftigt war, zeigte sie eine geistesabwesende, doch keineswegs gelassene Miene, und ihr Verhalten war zugleich erregt und

vage. (Ormus gegenüber verhielt sie sich weiterhin distanziert und war niemals zärtlich zu ihm. Die Ereignisse hatten ihre Muttergefühle für ihn neutralisiert. Aufgezogen von Dienstboten, blieb es ihm überlassen, Liebe zu suchen, wo er sie fand.)

Das, was mit einem Cricketball begonnen hatte, konnte nicht mehr aufgehalten werden. Ein Mitglied der Familie Cama nach dem anderen zog sich aus der Realität in eine ganz persönliche Welt zurück.

Sir Darius Xerxes Cama selbst war das nächste Mitglied seiner Familie, das dem Alltagsleben entsagte. Das Recht, während seines gesamten Erwachsenenlebens ein so großer moralischer Halt für ihn, hatte sich, wie viele seiner Kollegen mit der Zeit offen erklärten, »zum Narren« gemacht. In dieser Zeit hatte die imperiale Verwaltung begonnen, die ganze Macht des Rechtssystems gegen die Nationalisten einzusetzen, und obwohl Sir Darius einer der führenden Advokaten der britischen Zivilisation und eingeschworener Gegner der Kongresspartei war, verspürte er allmählich ein tiefes Unbehagen über das, was sich da überall tat. Viele seiner geachteten Kollegen hatten sich den Unabhängigkeits-Johnnies angeschlossen, deren Anführer, Mr. Gandhi, schließlich selbst ein ziemlich gewiefter Rechtskundler war. Völlig überrascht von dem Sturm, der in ihm tobte, gab Sir Darius Xerxes Cama seine Kanzlei auf, zog sich in seine prächtige Bibliothek klassischer Texte zurück, das Prunkstück der Apollo-Bunder-Wohnung, und suchte in den Tiefen der Gelehrsamkeit den Seelenfrieden, der von der persönlichen und öffentlichen Geschichte seiner Zeit so gründlich zerstört worden war.

Zusammen mit seinem Freimaurerbruder William Methwold machte sich Sir Darius an eine Untersuchung der indo-europäischen Mythen. Methwold war ein wohlhabender Engländer aus einer Familie von Grundbesitzern und Diplomaten und hatte als Bauunternehmer an der Entstehung zahlreicher

neuer Villen und Wohnblocks auf dem Malabar Hill und an der Warden Road mitgewirkt. Durch Alopezie kahlköpfig geworden – ein Zustand, den er unter einer Perücke verbarg –, war er überdies ein brillanter Kenner der alten Griechen und stürzte sich auf Sir Darius' Bibliothek wie ein ausgedorrter Wanderer, der auf einen kristallklaren Bergbach trifft. In seinen jüngeren Jahren hatte Sir Darius Xerxes Cama unter dem Einfluss eines deutschstämmigen Gelehrten namens Max Müller gestanden, dessen Arbeiten in vergleichender Mythologie ihn zu dem Schluss gebracht hatten, dass alle antiken Mythen der protoindoeuropäischen oder arischen Kulturen – Zoroastrier, Inder, Griechen – im Wesentlichen Geschichten über die Sonne seien. Diese Auslegung gefiel einem säkularisierten Parsen wie Sir Darius. Er sah darin die rationale Quelle des spirituellen Humbugs, der seine geliebte Gattin inzwischen fast ganz beherrschte. (Ahura Mazda, Ormazd, Hormus waren schließlich alle nichts anderes als das Licht; und auch Apollo war die Sonne.) Nachdem Müllers Anhänger jedoch zu beweisen versucht hatten, dass Jesus Christus und seine Jünger nichts anderes waren als die Märchenversion der Sonne mit ihren zwölf Tierkreiszeichen, hatte sich William Methwold gegen die ›Sonnenmythologie‹ gewandt und brachte Sir Darius bei Zusammenkünften der Malabar-Hill-Loge, zu der sie beide gehörten, durch eine Reihe brillanter Humbugmonologe in Zorn, in denen er erstens bewies, dass Kaiser Napoleon und seine zwölf Generäle, genau wie Christus und seine Anhänger, nichts weiter seien als Tierkreiszeichenfiktionen; und zweitens, dass sowohl die Oxford University als auch Professor Müller selbst eigentlich gar nicht existieren könnten. Methwold attackierte Müllers Philosophie mit Argumenten, die von dem schottischen Journalisten Andrew Lang formuliert worden waren, der behauptete, es gebe keinen Grund für diese unbeweisbaren arischen Theorien; die Götter der Grie-

chen seien einfach der großen Anzahl barbarischer Religionen auf der ganzen Welt entsprungen. »Barbarische Religionen?«, hatte Sir Darius gebrüllt, während er, ein Brandyglas in der Hand, aufsprang und mit seiner Stimme die Loge zum Schweigen brachte. »Meinen Sie damit auch unsere?« William Methwold blieb fest. »Mein lieber Freund«, erwiderte er gelassen, »es gibt auf der ganzen Welt Barbaren. Anwesende natürlich ausgeschlossen.«

Eine Zeit lang sahen die beiden Freunde einander nur selten. Sie versöhnten sich, als William Methwold wenige Monate vor Ormus' Geburtstag und Virus' Unfall auftauchte, um Sir Darius zum Sieg in einem örtlichen Badmintonturnier zu beglückwünschen. Bei einem Scotch gab Methwold zu, von der Arbeit des Franzosen Georges Dumézil ins arische Lager zurückgeholt worden zu sein, der ›gezeigt‹ hatte, dass der griechische Gott Uranos kein anderer als Indiens Varuna war, und so das gemeinsame Erbe aller arischen Kultur bewiesen hatte. »Gut gemacht«, rief Sir Darius glücklich. »Also hat sich herausgestellt, dass wir beide Barbaren sind.«

Während der nun folgenden paar Jahre kamen Sir Darius und Methwold von Zeit zu Zeit zusammen, um das Verhältnis der homerischen zu den indischen mythologischen Traditionen zu untersuchen. Die Entführung Helenas von Troja durch Paris und jene der Sita von Ayodhya durch den Dämonenkönig Ravana; die Beziehung zwischen Hanuman, dem arglistigen Affengott, und dem verschlagenen Odysseus; die Parallelen zwischen der Tragödie im Haus des Atreus und jener des Rama-Clans; als Gentlemen-Gelehrte, die sie waren, machten ihnen diese und viele andere Dinge, mit denen sie sich beschäftigten, große Freude. Besonders interessant war für Sir Darius Dumézils so genannte ›Dreiertheorie‹. Konnte es sein, dass alle arischen Kulturen auf dem Dreierkonzept religiöser Souveränität, körperlicher Macht und Fruchtbarkeit beruh-

ten – dass dies die wahre Dreieinigkei war, die sowohl die östliche als auch die westliche Kultur kennzeichneten, und ihre gemeinsame Verbindung war? In der Zeit, nachdem er die Juristerei aufgegeben hatte, wurde dies die große Frage im Leben des Sir Darius Xerxes Cama. Mit William Methwold an seiner Seite stürzte er sich immer tiefer in die technischen Aspekte des Problems, und je weiter sie sich von der Oberfläche des Lebens entfernten, desto glücklicher wurden sie. Draußen vor der Bibliothek nahmen die letzten Phasen der Kolonialgeschichte Englands und Indiens ihren wohl bekannten Lauf, und ein großer Krieg kündigte sich an, größer als die Kriege um Helena und Sita. Sir Darius und William Methwold hatten sich jedoch von allem Zeitgenössischen distanziert und in der Ewigkeit Zuflucht gesucht. In der Cama-Bibliothek wurde Odysseus zum Affengott und Paris zum Dämonenkönig, während der Parsi-Ritter und der englische Immobilien-Wallah sich so nahe kamen, dass es schwer fiel, sie zu unterscheiden. Sir Darius verlor einen großen Teil seiner Haare; William Methwold entledigte sich seiner schwarzen Perücke und hängte sie über die Lehne seines Stuhls. In der Zurückgezogenheit dieser Bücherwelt, an einem Tisch, der vor uraltem Wissen ächzte, arbeiteten sie in erfreulicher Einsamkeit, immer allein, bis auf das Phantom der stummen Gestalt des Virus Cama, der ernst auf einem Tritthocker in einer Ecke saß.

Eines Tages jedoch nahm Sir Darius seine Halbbrille ab, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: »Es ist nicht genug!«

Erschrocken blickte William Methwold von seinen Büchern auf. Was war nicht genug? War es vorstellbar, dass Sir Darius genug von diesem idyllischen Leben hatte, das ihnen beiden so viel Freude bereitete? »V-mielleicht könnten Sie Ihren selbstverleugnenden Verzicht ja zurücknehmen«, stammelte er, »und wir könnten eine Partie Squash spielen. *Mens sana,*

Sie wissen schon, *in*, verdammt noch mal, *corpore sano*.« Sir Darius stieß einen verächtlichen Laut aus. Er stand zitternd kurz vor einer neuen Entdeckung; dies war nicht der richtige Zeitpunkt für Squash.

»Drei Funktionen sind nicht genug«, erklärte er erregt. »Es muss noch eine vierte geben.«

»Unmöglich«, antwortete Methwold. »Diese drei Konzepte, die der alte Georges ausgetüfelt hat, bilden die innere Struktur des gesamten Sozialgebäudes.«

»Ja«, sagte Sir Darius. »Aber was ist mit der *äußeren*? Was ist mit allem, was sich außerhalb der Mauern, über dem Gewimmel, unterhalb des Wahrnehmungsfeldes befindet? Was ist mit den Ausgestoßenen, Aussätzigen, Parias, Exilierten, Feinden, Gespenstern, Paradoxien? Was ist mit denen, die anders sind? Verdammt!« Hier wandte er sich dem stummen Kind zu, das im Schatten des Raumes saß. »*Was ist mit Virus?*«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.« William Methwold verstand gar nichts mehr.

»Was ist mit den Menschen, die nicht dazugehören?«

»Wo? Wo dazugehören?«

»Nirgendwo. Zu gar nichts, zu niemandem. Die keine see-lische Bindung haben. Kometen, die durch den Weltraum reisen, frei von jeglichem Schwerkraftfeld.«

»Wenn es derartige Menschen gibt«, gab Methwold zurück, »sind die dann nicht, nun ja, *rarae aves*? Äußerst selten? Brauchen wir wirklich ein viertes Konzept, um sie zu erklären? Sind sie nicht, nun ja, so etwas wie Makulatur und all der andere Müll, den wir in den Abfalleimer werfen? Sind sie nicht schlicht und einfach überflüssig? Unerwünschte Trittbrettfahrer? Streichen wir sie nicht einfach von der Liste? Schneiden sie? Werfen sie aus dem Club?«

Aber Sir Darius Xerxes Cama hörte nicht zu. Er stand am großen Fenster seiner Bibliothek und blickte auf das Arabische

Meer hinaus. »Die einzigen Menschen, die das gesamte Bild sehen«, sagte er leise, »sind jene, die aus dem Rahmen treten.«

Versuchen Sie sich die Szene vorzustellen: Der Parsi-Grande im Sanktum seiner Bibliothek, zusammen mit dem lebenden Gespenst seines Kindes und seinem englischen Freund, ein Mann, vom Leben zu den Büchern getrieben, steht an einem offenen Fenster. Also ist er nicht vollkommen abgeschlossen, ist die Bibliothek kein versiegeltes Grab, und durchs Fenster dringen all die turbulenten Sinneseindrücke der City herein, der Duft nach Channa und Bhel, nach Tamarinde und Jasmin; das Rufen von Stimmen, weil in diesen Regionen niemand etwas sagt, ohne die Stimme zu heben; und die wirren Geräusche des Verkehrs, die Hufe, die knatternden Auspuffe, die Fahrradklingeln; das grelle Sonnenlicht auf dem Hafen, das Tuten der Kriegsschiffe und die elektrische Spannung einer Gesellschaft kurz vor einer Transformation.

Und nun stellen Sie sich einen Windstoß vor, der eine zerknitterte Zeitungsseite von der dreckigen Straße aufnimmt, in trägen Spiralen wie einen schmutzigen Schmetterling nach oben trägt, um sie schließlich durch ein Fenster zu wehen: Die Außenwelt dringt in die Innenwelt ein und landet, Aufmerksamkeit verlangend, unmittelbar neben Sir Darius' hochglanzpolierten Oxford-Halbschuhen. Dies ist ein Bild, das ich immer wieder vor Augen habe, obwohl es sich eigentlich nicht so abgespielt haben kann, nicht wahr? Vielleicht schrieb jemand einen Brief an Sir Darius, oder er stieß zufällig auf ein wissenschaftliches Journal, das genau jene Information enthielt, die ihm das Herz brach. Halten Sie sich an eine dieser prosaischeren Versionen, wenn Sie wollen, ich aber bleibe lieber bei der meinen. Die Zeitungsseite kam durchs Fenster gesegelt, und Sir Darius, der sie angewidert aufhob, wollte sie gerade wegwerfen, als ihm vier Wörter ins Auge sprangen. *Arisch, Nazi, Müller, Dumézil.*

Weder Sir Darius Xerxes Cama noch William Methwold glaubten auch nur eine Sekunde daran, dass einer der beiden großen verteufelten Gelehrten, der tote Max oder der lebende Georges, eine einzige herrenrassistische Zelle im Körper hatte. Doch wenn die Sprache gestohlen und vergiftet wird, frisst sich dieses Gift rückwärts durch die Zeit und seitwärts in den Ruf unschuldiger Menschen. Das Wort ›arisch‹, das für Max Müller und seine Generation eine rein linguistische Bedeutung hatte, befand sich jetzt in den Fängen weniger akademischer Personen, von Vergiftern, die über die Rassen der Menschen sprachen, Rassen von Herren und Rassen von Dienern, aber auch andere Rassen – Rassen, deren grundlegende Unreinheit drastische Maßnahmen erforderte, Rassen, die auf der Reise nicht erwünscht, die überflüssig waren, Rassen, die geschnitten, ausgeschlossen und im Mülleimer der Geschichte entsorgt werden mussten. Durch eine der wilden Unwahrscheinlichkeiten, die, insgesamt gesehen, die Geschichte der menschlichen Rasse ausmachen, war das mythische Forschungsgebiet, das sich Sir Darius und William Methwold ausgesucht hatten, um sich von allem anderen zurückzuziehen, verzerrt und in den Dienst eines der großen Übel dieses Zeitalters gepresst worden. Die Geschichte hatte sich ihres Themas bemächtigt, und ihre Liebe dazu befand sich plötzlich auf der falschen Seite, der Seite der Vergifter, der Unausprechlichen, für deren Verbrechen es keine Worte gab.

In dem Moment, da sich die Dinge für sie änderten, hatten Sir Darius und Methwold mit großer Freude die Parallelen zwischen dem Blick von den Wällen in der *Ilias* (als die Trojaner die Belagerungstruppen beobachteten, während Helena für sie Agamemnon, Odysseus, Idomeneus und den großen Ajax identifizierte) und der ganz ähnlichen Szene im *Ramayana* gezogen (in dem zwei Spione, die mit dem Entführer Ravana auf den Wällen seiner Festung standen, die Helden

Rama, Lakshmana, Vibhishana und Hanuman identifizierten). Sir Darius las das Stück Zeitungspapier, das durchs Fenster hereingeweht worden war, und gab es wortlos an Methwold weiter. Als der Engländer den Bericht gelesen hatte, schüttelte er sich, als erwache er aus einem langen Schlaf, und sagte: »Machen wir Schluss.« Sir Darius neigte den Kopf und begann seine geliebten Bücher zu schließen. Das war im September 1939. Rip van Cama und William Winkle traten stolpernd und zwinkernd in das Licht, den Lärm, den Gestank der realen Welt hinaus.

»Eines Tages«, murmelte Sir Darius, während Methwold sich die Perücke auf den Kopf stülpte und sich von ihm verabschiedete, »müssen wir unbedingt mal Squash spielen.«

Nachdem er das Studium der vergleichenden Mythologie aufgegeben hatte, begann sich Sir Darius Xerxes Cama zu verändern. William Methwold, der, wie es hieß, eine Vorliebe für indische Frauen auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter entwickelt hatte, sah er nur noch selten. Er brach den Schwur, den er nach der Verletzung seines Sohnes Ardarivaf geleistet hatte, und widmete sich wieder dem Versuch, auf sportlichem Gebiet zu glänzen: zugegeben, nicht beim Cricket, aber beim Ringen, Badminton, Squash. Sein Gegner war dabei fast immer der weitaus jüngere Homi Catrack, und obwohl Sir Darius der begabtere Sportler von beiden war und überdies eine zermarterte Seele, für welche die Erleichterung durch körperliche Anstrengung eine Notwendigkeit darstellte, hatten die Jahre doch ihren Tribut gefordert, und er verlor mehr Kämpfe, als er gewann. Die beiden Menschen, die am meisten unter dem Niedergang von Sir Darius litten, waren seine Söhne Cyrus und Ormus, die er beide regelmäßig beschimpfte, wenn es um den Niedergang der Parsi-Jugend ging,

deren angebliche Verweichlichung Sir Darius für verächtlich hielt. Je schlechter er spielte, desto lautstärker beschuldigte er die nächste Generation der Dekadenz, des Defätismus, der Schwäche, der Homosexualität. Er zwang die Knaben dazu, sich mit ihm im Armdrücken zu messen, und lachte ihnen ins Gesicht, wenn er gewann. In derselben Wohnung, die schon so viel tragisches Schweigen aus unterschiedlichen Gründen kannte, jenes gesammelte Schweigen, das Freunde, Kollegen und sogar meine Eltern vertrieben hatte, wirkte dieser neue, einschüchternde Lärm umso erschreckender.

Drei Jahre vergingen. Sir Darius Xerxes Cama wandte sich dem Alkohol zu. (Es war die Zeit der absoluten Prohibition, aber für Männer von Sir Darius' Abstammung und mit seinen Verbindungen fand sich immer noch eine Flasche.) Er wandte sich dem Hanf und dem Opium zu. Homi Catrack führte ihn auf die dunkle Seite der Stadt und zeigte ihm eine Welt, von deren Existenz er nie etwas geahnt hatte. Je tiefer er sank, desto lauter wurden seine Schimpfkanonaden. Bei der Rückkehr aus den Käfigen von Kamathipura, aus den Räumen der tanzen-den Huren, schüttelte er häufig seine Söhne aus dem Schlaf, um ihnen moralische Verderbtheit vorzuwerfen, behauptete, sie gingen zum Teufel, vor die Hunde, zugrunde. Der zehnjährige Cyrus und der fünfjährige Ormus hörten ihn an, äußerten aber niemals ein Wort. Da sie Camas waren, wussten sie, wie man sich mit Schweigen wappnet. Was immer sie gesagt hätten, hätte das Feuer seiner heuchlerischen Empörung nur noch mehr angefacht; das ältere und das jüngere Kind wussten genug, um zu schweigen.

Während seiner frühen Jahre war Ormus Cama von einer so bedrückenden emotionalen Isolation eingeschlossen, dass er vorübergehend nicht mehr singen konnte. Vom Augenblick seiner Geburt an hatte es zahlreiche außergewöhnliche Hinweise auf die Tiefe seines frühreifen Talents gegeben – nicht

nur die Grifffolgen seiner Fingerbewegungen, sondern auch das synkopische Trommeln der winzigen Füße gegen sein Kinderbett und die stimmlicheren Gurgellaute, welche die Tonleiter auf und ab gingen, *saregama padanisa, sanidapa magaresa*. Doch seine Mutter hatte sich in der Mystik verloren, sein Bruder Virus sich in Schweigen gehüllt, und sein Vater hörte ihm nicht zu. Nur Cyrus Cama, sein älterer Bruder, schenkte ihm Beachtung, und Cyrus' Herz war von Hass erfüllt.

Entnervt von der Verwandlung seines Zwillingsbruders Ardaviraf in einen Zombie mit versiegelten Lippen und weil er weder seinen Vater noch den armen Virus selbst für dieses Unglück verantwortlich machen wollte, hatte Cyrus beschlossen, seinem kleinen Bruder die Schuld zu geben. »Wenn Daddy nicht die ganze Nacht aufgeblieben wäre, um zu warten, bis Ormus sich endlich zur Welt bringen ließ«, schrieb er in das Tagebuch, das er unter seiner Matratze versteckte, »dann wäre sein Schlag bestimmt einem dieser dämlichen Störfriede direkt in den Hals geraten.« Zu jener Zeit verehrte Cyrus seinen Vater und gab sich große Mühe, ihm zu gefallen. Doch als er Klassenbester wurde und mit dem Zeugnis in der Hand nach Hause zurückkehrte, bekam er ein Lamento über das Nachlassen des Intellekts bei den Parsi-Kindern zu hören; als er am Elterntag beim Juniorwettbewerb im Bra-bourne Stadium Starruhm erntete, weigerte sich der Vater, zu kommen und ihm zuzusehen. Als Cyrus später, schwer beladen mit kleinen Silberpokalen, nach Hause kam, äußerte sich Sir Darius verächtlich über seine Konkurrenten. »Wenn du gegen so butterweiche Schwächlinge wie die laufen und springen musst, ist es kein Wunder, dass du sie alle besiegst.« Cyrus, der nicht fähig war, dem Vater für diese Grausamkeiten Vorwürfe zu machen, richtete seinen ganzen Zorn stattdessen gegen seinen Bruder Ormus.

Eines Tages im Jahre 1942 wurde Cyrus Cama mitten in der

Nacht geweckt, als der kleine Ormus, mit dem er immer noch das Zimmer teilte, im Schlaf mit so süßer Stimme sang, dass die Vögel erwachten, weil sie glaubten, der Tag breche an, und sich auf der Fensterbank versammelten, um ihm zu lauschen. Die Melodie des schlafenden Kindes sprach von einer so großen Freude am Leben, einem so großen Optimismus und einer so großen Hoffnung, dass Cyrus Cama fast wahnsinnig wurde und, das Kopfkissen in einer Hand, zu Ormus' Bett hinüberging, um ihn zu ermorden. Roxana, die Aja der Familie, lag auf dem Fußboden des Zimmers auf einer Matte und schlief. Es war dieselbe schwerfällig reagierende Aja, die neben Virus Cama gestanden hatte, als er vom Cricketball getroffen wurde, was sie bei dieser Gelegenheit jedoch mehr als nur wieder gutmachte, denn auch sie war von Ormus' Gesang erwacht; sie hatte im mondbeleuchteten Schlafzimmer friedlich auf ihrer Matte gelegen und den Gesang des schlafenden Knaben genossen, als sie sah, wie Cyrus dem Bruder das Kopfkissen aufs Gesicht drückte und dort festhielt. Der Gesang brach ab, die Vögel kreischten, der kleine Ormus begann mit Armen und Beinen um sich zu schlagen, und Roxana warf sich auf Cyrus Cama, um ihn weinend wegzuziehen.

»Ich konnte es nicht ertragen«, lautete Cyrus' einzige Erklärung für seine Eltern, Lady Spenta mit aufgelösten Haaren und wildem Blick und Sir Darius, der sich, in seinen Schlafrock gekleidet, den kahlen Kopf rieb. »Ich konnte den Lärm nicht länger ertragen.«

Klang und Stille, Stille und Klang. Dies ist eine Geschichte von Lebensläufen, die durch das, was in (und zwischen) unseren Ohren geschieht, zusammengeführt und auseinander gerissen wurden. Cyrus Cama wurde, immer noch mit Mord im Blick, aufs Internat geschickt, ein erstklassiges Hill-Station-Institut, das seine Methoden auf die probaten, echt britischen Grundsätze der kalten Bäder, des schlechten Essens, der

regelmäßigen Prügel und des hoch qualifizierten akademischen Unterrichts stützte, die dazu beitrugen, dass er sich später zu einem hundertprozentigen Psychopathen entwickelte.

Und Ormus? Ormus Cama sang nicht wieder – vierzehn lange Jahre nicht. Keinen Piepser, keinen Triller, keinen Ton. Bis Vina Apsara seine Musik befreite.

Sir Darius Xerxes Camas allmählicher Niedergang entfernte ganz langsam den harten Lack des Dekorums, unter dem seine wahre Natur fast sein ganzes Leben lang verborgen gewesen war; er legte die gewaltige Eitelkeit unter seiner äußerlichen Förmlichkeit bloß und löste die Bremsen von der Liebe zur Angeberei, die seine Achillesferse war. In der reichen Freimaurerloge vom Malabar Hill, wo er einen großen Teil seiner Freizeit mit den führenden Beamten der streitbaren Raj und ihrer einheimischen Freunde verbrachte, gab es reichlich Gelegenheit zur Selbstdarstellung. Im Jahre 1942 legte Sir Darius Xerxes Cama, angetrunken, bei einem der grandiosen, zweimal im Monat stattfindenden Herrendinners der Loge einen Auftritt hin, den niemand, der ihn gesehen hatte, je wieder vergaß. Nachdem alle herzhaft und auf eine Art und Weise üppig gespeist hatten, die der herrschenden Lebensmittelknappheit und den geltenden Zuteilungsgesetzen extrem widersprach, zogen die Mitglieder sich in ein vornehmes Rauchzimmer mit Humidor und Streichquartett zurück, in dem die Verdunkelungsvorhänge vor den Fenstern die einzige Konzession an die Realitäten der Zeit darstellten; zum Ausgleich dafür stand den Mitgliedern jedoch den Prohibitions Gesetzen zum Trotz ein ausgezeichnetes Angebot von importierten Brandys und Whiskys zur Verfügung. In dieser kongenialen Umgebung entspannten sich die großen Männer, erzählten Herrenwitze, gaben Kartenkunststücke zum Besten, ölten das Getriebe von

Geschäft und Empire und vollführten Partytricks. Sir Darius – betrunken, vom Opium benebelt, von Selbsthass besessen – befahl den befrackten Musikern, sich an einer Filmmusik »zu versuchen«, nämlich der Nummer *We're Off to See the Wizard (The Wonderful Wizard of Oz)*. Sir Darius! Der Musikhasser! Sir Darius, der endlose Tiraden gegen alles lieferte, was eine Melodie besaß – und eine Bitte um Musik? Also, *damit* hatte er die Aufmerksamkeit aller Anwesenden erregt.

Als das Quartett die Melodie anstimmte, entledigte sich Sir Darius Xerxes Cama seines Frackhemds und beglückte die Creme des britisch-indischen Bombay – des Kriegs-Bombay, in dem die nationalistische Bewegung an Stoßkraft zunahm und jede einzelne dieser kolonialen Nächte ein bisschen mehr an den letzten Walzer erinnerte als die zuvor – mit der exzentrischen Kunst der Musikalischen Muskelkontrolle. Während seine Pektoral- und Bauchmuskeln sich im Takt der Musik wie Tangotänzer mit einer Rose zwischen den Zähnen oder Röcke wirbelnde, gleitende und schwingende Königinnen von Jitterbug und Lindy-Hop bewegten, rief er laut: »Das haben wir in unserer Jugend gekonnt! Sehen Sie, wie Körper und Geist eins werden? Sehen Sie, wie Intellekt und Physis zu einer perfekten Harmonie gelangen?« Nach seinem Auftritt knöpfte er sich das Hemd wieder zu, verneigte sich und erklärte wie ein Bänkelsänger, der die Moral der Geschichte verkündet: »*Mens sana in corpore sano.*« Seine Logenbrüder reagierten mit einer zurückhaltenden Höflichkeit, die ihre leichte Empire-Endzeit-Langeweile kaschierte.

Ich kann mir nur vorstellen, dass Sir Darius diese unfeine Kunst in einer Spelunke an der Falkland Road bei irgendeinem zweifelhaften Kumpel seines Logenbruders Homi Catrack gesehen hatte. Dass er sich nicht mit einem überheblichen Lachen von dem Auftritt distanzierte, sondern tatsächlich Woche um Woche zurückgekehrt war, um den Trick zu lernen, ist

Zeichen dafür, wie tief er gesunken war, für die Vulgarität, die sich in seiner einstmaligen edlen Seele breit gemacht hatte. Oder, um es anders auszudrücken: Es bewies, dass er trotz all seiner Großmütigkeit tatsächlich der Vater seines Sohnes war. Seines Sohnes Ormus, meine ich, des zukünftigen Megastars.

Zu stabileren Empirezeiten hätte ein so *outré* Exhibitionismus – sogar nach Freimaurermaß allzu extrem – Sir Darius' Ruf ganz zweifellos beeinträchtigt, ja, vielleicht sogar seiner Anwaltskanzlei geschadet, aber er hatte sich schließlich zur Ruhe gesetzt und war daher unangreifbar; außerdem waren dies entmutigende, steuerlose Zeiten für die feinen Leute, die sich im Dunstkreis der britischen Präsenz in Indien bewegten. Selbstmord und Zusammenbrüche waren nicht selten. Ein Zigarren rauchender Parsi-Grande, der sich das Hemd auszog und im Takt der Musik mit den Muskeln zuckte, wirkte im Vergleich dazu relativ harmlos. Alle Anwesenden hatten Verständnis für seine Qual und konnten seine Zukunft voraussehen: seine Zukunft, ihre Zukunft. Anglophilie, seit so langer Zeit Vorbedingung für den Aufstieg dieser Leute, würde von nun an ein Kainsmal sein, der dunkle Stern, der über ihrem zeitlich unabsehbaren und dennoch irreversiblen Abstieg stand.

Eines Tages im Jahre 1942, kurz nachdem die Quit India Resolution auf dem Maidan in Gowalia Tank verkündet wurde, die nach Mr. Gandhis sofortiger Festnahme in der ganzen Stadt zum Ausbruch gewalttätiger Demonstrationen, Plünderungen und Brandstiftungen führte, äußerte sich Sir Darius Xerxes Cama hitzig zu dem Thema »Unterwerfung des Landes unter die Herrschaft des Mobs und der Brandstifter« und fügte zum ersten Mal einen Gedanken hinzu, der für ihn zur Besessenheit werden sollte. »Wie dem auch sei, Bombay ist nicht Indien. Die Briten haben es erbaut, die Parsi haben ihm Charakter verliehen. Sollen sie anderswo ihre Unabhängigkeit

haben, wenn sie unbedingt wollen, aber uns sollen sie unser Bombay unter der wohlthätigen Herrschaft der Parsi und Briten lassen.«

Homi Catrack, an den er diesen *cri de cœur* gerichtet hatte, überredete Sir Darius, aus seinem schrumpfenden anglozentrischen Milieu auszubrechen und »sich der Zukunft zu stellen«. Homi war ein Karten- und Pferdewetter sowie ein Filmproduzent mit – trotz seines aufgerollten Hosenbeins und seiner »ehrlichen« Aktivitäten – einer erstaunlichen Bindung an die nationalistische Bewegung, die sich unter seiner aalglatten Brylcreme-und-Krawatte-, Playboy-oder-Gigolo-Erscheinung verbarg. Sir Darius betrachtete ihn allmählich als eine Art Rassenverräter. (Denn waren die Parsi-Interessen nicht untrennbar mit jenen der Briten verbunden, deren Präsenz sie so tatkräftig unterstützten, deren Kultur sie so erfolgreich in die ihre integriert hatten?) Aber der Charme dieses Burschen war unwiderstehlich, und seine Meisterschaft im Badminton, beim Squash und sogar beim Golf war der von Sir Darius ebenbürtig, ja, ärgerlicherweise oft genug mehr als ebenbürtig! »Rackets und Clubs«, keuchte Homi Catrack, als sie munter in der nackten Demokratie des Umkleideraums im Wellesley Club schwitzten. »Das sind die Leute, mit denen man's hier zu tun hat. Ein Clubmann *par excellence*. Und hier, in seinem Element, ein Racketeer.« Um sein geschicktes Wortspiel zu unterstreichen, blinzelte er Sir Darius tatsächlich zu.

Blinzeln oder nicht, Homi sagte die schlichte Wahrheit, denn außer der Tatsache, dass er Mitglied in jedem wichtigen Club der City war, vom (inzwischen nicht mehr existierenden) Wellesley bis zu den Governors des Mahalmaxmi Racecourse, hatte er sich in diesen Tagen der Knappheit ein Vermögen ergaunert, indem er erstens den Zementmarkt cornerte und zweitens eine Kette von Schwarzbrennereien und illegalen Speakeasies eröffnete. Es heißt, dass Homi Catrack der Erste

war, der den Ausdruck ›Parallelwirtschaft‹ benutzte, und dass seine Berge von schwarzem Geld, aufeinander getürmt, höher sein würden als das Gateway of India. Es gehört zu den Paradoxien der menschlichen Natur, dass derselbe Homi, der so immens von den Unruhen der vierziger Jahre profitierte, einer der größten Bewunderer der »ehrlichen Männer« war, »die in Indien aufräumen würden«, wie er die Führung der Kongresspartei nannte. Sein Zorn über Gandhis Verhaftung war aufrichtig und heftig.

Im Umkleideraum, nach einem harten Wettkampf, den er ausnahmsweise ganz knapp gewonnen hatte, war Sir Darius Xerxes Cama in großzügiger Stimmung und stellte sich vor, er befinde sich im antiken Griechenland oder Persien, schwitzend in Gesellschaft von Philosophen, Diskobolen, Wagenlenkern, Sprintern, Magiern und Königen. Im Bann eines solchen Traums war er geneigt, ein Augenzwinkern zu vergessen, und eine Einladung in die Zukunft schien durchaus erwägenswert. »Nun gut«, sagte er voll Toleranz mit funkelndem Blick, »sehn wir uns mal an, was für Abschaum heutzutage nach oben steigt.«

Wie sich herausstellte, war die Zukunft eine Gruppe von Bohemiens, Malern, Schriftstellern und Filmleuten, die in Homis luxuriöser Wohnung (mit teilweise versperrtem Blick aufs Meer) in einem Apartmentblock namens Côte d'Azur an der Warden Road zusammenkamen, um Whisky zu trinken und über bürgerlichen Ungehorsam zu diskutieren. Innerhalb weniger Minuten erkannte Sir Darius Xerxes Cama, dass es ein Fehler gewesen war herzukommen. Er fühlte sich wie ein Besucher vom Mond, ein außerhalb stehender Außerirdischer, unfähig, in dieser berausenden, gesetzwidrigen Luft zu atmen. Unsicher zog er sich in die Randzonen der Nacht zurück,

weitgehend ignoriert trotz seiner auffallenden Erscheinung – dem Fez, dem Schnurrbart, dem langen Gehrock, der natürlichen Grazie seiner Bewegungen, dem hellen Glanz der Macht in seinem Blick: menschlicher Macht, der Kraft, die der Natur eines Menschen entspringt und weder erlernt noch erkaufte oder übertragen werden kann.

Ganze Trauben von Intellektuellen hatten sich um gewisse schöne Frauen gebildet – das Starlet Pia Aziz, die Malerin Aurora Zogoiby –, während die meisten anderen Frauen im Raum zu den Füßen eines versoffenen, jedoch gefeierten Moslemautors von Unterschichtsgeschichten saßen, der sie schockierte, indem er ihnen in dem exquisitesten und blumigsten Urdu, das Sir Darius Xerxes Cama jemals gehört hatte, detaillierte und haarsträubende Schilderungen der schlimmsten Dinge auf der Welt lieferte, unkaschiert von Umschreibungen, unbehindert von gutem Geschmack. Er sprach ganz natürlich in seinem berühmten, funkelnden Stil, der zugleich sinnlich und präzise war, zugleich elegant und abstoßend, erzählte Geschichten von den heruntergekommenen Räumen des örtlichen Irrenhauses, den brutalen Morden und beiläufigen Vergewaltigungen – Nachrichten, welche von der Stadt zurückgehalten wurden –, von der Korruption jener, die Autorität besaßen, und der Gewalttätigkeit in den Herzen der Armen, von inzestuösen Liebesaffären der High Society und dem Töten von Töchtern in den Slums, von den Huren in den Käfigen der Falkland Road und den Mafiosi, welche das organisierte Verbrechen der Stadt wie auch die Prostitution kontrollierten und so beiläufig befahlen, einem Mann den Penis abzuschlagen, wie sie sich im Basar ein Bündel rote Bananen bestellten. Der Widerspruch zwischen der geschliffenen Sprache des Autors und der pornographischen Natur seiner Themen bewirkte, dass sich Sir Darius weitaus schockierter und angewiderter fühlte, als er es zu zeigen vermochte. Außerdem

war er mit einem Teil des Quellenmaterials, das der Autor benutzte, natürlich weitaus vertrauter, als er durchblicken lassen mochte.

Als er sich abwandte, wäre er fast mit dem einzigen Engländer dieser Gesellschaft zusammengestoßen: William Methwold, den er seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte. »Und wie kommt es, dass *Sie* hier sind?« Sir Darius merkte, dass sein Ton in diesem entnervten Zustand unhöflicher klang als angebracht, und versuchte sich hastig zu entschuldigen. »Ich muss gestehen, dass ich mich irgendwie unwohl fühle«, begann er, aber Methwold unterbrach ihn sofort und begrüßte ihn mit unverhohlener Zuneigung.

»Ich bin selbst ein wenig verwirrt«, bekannte er. »Aber das ist schließlich unser Schicksal, wie die meisten hier Versammelten bereitwillig zugeben würden. Und um Ihre Frage zu beantworten, ich habe ein Haus, das Mr. Catrack kaufen möchte. Und es wird die Zeit kommen, da ich es verkaufen will.«

Dabei beließen sie es und machten sich daran, ernsthaft zu trinken. Die Menschheitsgeschichte klorrte vorbei, und oben kreisten die heißen, blinden Sterne. Sie erwähnten weder Homer noch Max Müller, weder das *Ramajana* noch Dumézil.

Es war eine Nacht für Whisky und Niederlagen. Sir Darius Xerxes vergaß, dass in der Apollo-Bunder-Wohnung seine Frau auf ihn wartete, vergaß seine schlafenden Söhne, vergaß, wo er sich befand, vergaß sich selbst, trank viel zu viel, und an einem bestimmten Punkt angelangt, riss er sich das Hemd auf, grölte den Text von *Let's Do it (Let's Fall in Love)* hinaus und machte die versammelte Gesellschaft mit der vornehmen Kunst der Musikalischen Muskelkontrolle bekannt. Die anderen Gäste verstummten; sogar die Erzählungen des obszönen Schriftstellers brachen ab; und als Sir Darius Xerxes Cama mit einem hervorgestoßenen »*Mens sana in corpore sano*« en-

dete, begriff er trotz seiner benebelten Trunkenheit, dass das, was bei der Brötchen werfenden, wettpinkelnden, Eton-und-Oxford-, Nur-für-Männer-Freimaurerei der letzten Jahre von Britisch-Indien akzeptabel gewesen war, dieses Mal in einer radikaleren und gemischteren Gesellschaft dazu geführt hatte, dass er sich gründlich zum Narren machte. Ziemlich lange sprach keiner ein Wort, gab es nur unterdrücktes Kichern und ein paar laute, ununterdrückbare Lachausbrüche. Dann meldete sich Aurora Zogoiby, diese verdammte Malerin mit der scharfen Zunge, laut und deutlich zu Wort und traf ihn mitten ins Herz.

»Zitirifizieren Sie Ihre lateinischen Sprüche, wann immer Sie wollen, Daryoosh-Darling«, sagte sie träge, »aber hier herrscht die allgemeine Ansicht vor, dass dieser *corpore*, den Sie da zeigen, komplettemang *insano* ist. Genauso wie vermutlich auch Sie selbst, Sir Circus Camasaurus.«

Sir Darius Xerxes Cama sollte Aurora Zogoiby nie wieder sehen. Sie lebten in einer Großstadt, einer Metropole voller Geschichten, die sich flüchtig trafen und dann wieder auf ewig trennten, die in der Masse der Geschichten, durch die sich jeder von uns, der eigenen Bestimmung folgend, drängeln musste, um hindurch- oder hinauszugelangen, ihr jeweils eigenes Schicksal zu entdecken versuchten. In Bombay wurde man auf der Straße von diesen Geschichten angerempelt, trat man auf den Bürgersteigen oder im Eingang von Apotheken über ihre schlafenden Gestalten hinweg, hingen sie an den Bummelzügen, fielen von den Türen der B.E.S.T.-Busse in den Tod oder – früher einmal, dann aber nie wieder – unter eine heran-jagende Tram. Aurora, die Malerin, vergaß den angeheiterten Anwalt schon bald und widmete ihm nie wieder einen Gedanken, Sir Darius dagegen trug ihre Worte wie einen Speer bis ins Grab mit sich herum.

Er kam zu einem Entschluss: Homi Catrack und die Zu-

kunft, mit der er so geprahlt hatte, vermochten ihm nichts zu geben. Er würde sich von beiden distanzieren. Schließlich war er ein Clown, ein Dinosaurier, eine Spezies, die es schon bald nicht mehr geben würde. Irgendetwas Überdimensionales war im Begriff, auf seine Welt einzuschlagen, und die Wolke, die nach diesem Einschlag entstand, würde alle seinesgleichen vernichten. Nun gut. So sei es. Er selbst würde aus seinen letzten Tagen eine Klage über die Irrtümer des Fortschritts und das Unvermögen der jungen Menschen machen, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen. Er würde Schrecken verbreiten, wie es die großen Echsen getan hatten, ein Schrecken der Erde sein, bis sich die lange Nacht herabsenkte.

Er war ein geborener Menschenführer, gefangen in einer Sackgasse der Geschichte und ohne Anhänger. Er führte rückwärts, und das war eine Richtung, die niemand einschlagen mochte. Er war ein Vater, der seine Söhne liebte und schließlich von allen gehasst wurde – wegen der Mahnreden, die niemals endeten, der Kritik, die nie zu einem Fazit kam, sondern durch die Tage ihrer Jugend fort dauerte, während sie, wie Schwimmer, die von der mächtigen Woge seiner Enttäuschung mitgerissen wurden, um Atem kämpften und jeden Moment fürchteten, sie könnten ertrinken.

Ormus Cama, der am weitesten vor seinem Schatten floh, war das Kind, das am gründlichsten von ihm geformt wurde, der Einzige in der gesamten Familie, der insgeheim stets die Verwandtschaft mit der exhibitionistischen Ader seines Vaters anerkannte und überdies natürlich die Empfänglichkeit seiner Muskeln für billige Musik, die bewirkte, dass sie zuckten und bebopten.

Meine Mutter, Mrs. Ameer Merchant, hatte treffend ein weiteres Problem für den jungen Ormus vorausgesagt. Während

sich alle auf den Unfall konzentrierten, der Virus zugestoßen war, auf die mörderische Veranlagung von Cyrus, auf die mystische Abwesenheit der Lady Spenta und auf den Niedergang von Sir Darius, war es Ameer, die das Wesentliche im Auge behielt. »Nicht Cyrus oder Virus ist der Zwillingsbruder dieses Jungen«, gab sie zu bedenken. »Das Unglück, das sein Schicksal besiegelte, hat nicht auf einem Cricketplatz stattgefunden, sondern in seiner Mutter, bevor er überhaupt geboren war.« Viele Jahre lang, nachdem Ormus und ich trotz unseres Altersunterschieds von zehn Jahren höchst unerwartet Freunde wurden, kam meine Mutter immer wieder auf dieses Thema zurück. »Im Schatten seines Bruders geboren«, sagte sie, mit der Zunge schnalzend und den Kopf schüttelnd. »Und er ist nie davon freigekommen. Egal, wie weit er gelaufen ist – der Schatten des toten Jungen klebte immer an seinen Füßen. Egal, ob er hundertmal um die Welt gelaufen ist. Sein Schicksal war dort und dann besiegelt, bevor er auch nur einen Fuß auf seinen Verbrecherweg setzte.«

Das waren die Faktoren, die Ormus Cama aus den normalen Familienbanden befreiten. Jenen Banden, die uns ersticken, die wir aber Liebe nennen. Weil es ihm gelang, diese Bande zu lösen, wurde er – mit all den dazugehörigen Schmerzen – frei.

Aber es ist Liebe, die wir uns wünschen, nicht Freiheit. Wer also ist der Unglücklichere? Derjenige, der geliebt wird, dem sein Herzenswunsch erfüllt wird und der daher auf ewig seinen Verlust fürchten muss, oder der Freie mit seiner unerwünschten Freiheit, nackt und auf sich gestellt zwischen den alles vereinnahmenden Heeren dieser Erde?

Die Intuition meiner Mutter erwies sich als zutreffend. Im Schatten seines toten Zwilling geboren, entpuppte sich Ormus Cama als das, was die Alten als Psychopompos bezeichneten, einer, der sich mit der Zurückführung verlorener Seelen befasste, der Seelen der geliebten Toten. Als er älter wurde, erkrankte er an dem Familienleiden des Schweigens, des In-sich-gekehrt-Seins. Anfangs, bis das Wunder der Musik geschah, fürchtete er, vermochte sich aber nicht zu wehren gegen den Zauber dessen, was er als ›Cama obscura‹ bezeichnete. Während dieser ›Dunkelheiten‹ lag Ormus stundenlang mit geschlossenen Augen still da, während das Purpurmal auf seinem Augenlid die Reiche des Ungesehenen abzusuchen, die Tiefen der Welten zu erforschen schien, die unter der Oberfläche der scheinbaren Suche nach (und letztlich des Findens des) Gayomart verborgen lagen.

Nach dem Tod durch den Speer des sterblichen Kastor verbrachte Polydeukes, der Sohn des Zeus, jeden zweiten Tag unter der Erde an einem Ort namens Therapie bei seinem toten Bruder; wogegen es dem toten Zwilling gestattet wurde, jeden zweiten Tag bei seinem Bruder auf der Erdoberfläche zu verbringen, wo der Boden unter seinen Füßen war statt über seinem Kopf. Gayomart Cama dagegen kehrte nicht zurück; es sei denn in der Form, die meine Mutter nannte als Ormus' Schatten, als etwas Ähnliches wie diese schelmenhafte Silhouette, die einstmals Peter Pan entwischte, bis sie ihm von Wendy Darling wieder an die Fersen genäht wurde. Denn Ormus hatte tatsächlich Schatten-Ichs, zahlreiche Andere, die ihn quälten und sein Leben bestimmten. Es wäre vielleicht gar nicht so phantastisch (ich selbst habe eine Schwäche für Phantasien) zu sagen, dass sein toter Zwilling in der wandelbaren Form von Ormus' monochromem, proteischem Schatten noch immer lebte.

